

Dossier

Interviews

Kultur

Jana Seibert	Seite 2
Britta Schümchen	4
Yvonne Buschermöhle	6

Politik

Ximena Bustamente	8
Anne Schlüter	10
Jana Falk	12

Medien

Lisa Granzow	14
Susan Gössling	16
Kremena Atanasova	17
Nithupa Kumarantham	19
Ioanna Pipidi	21

Job & Karriere

Patrizia Reimann	24
Patrick Hagedorn	26
Isabel Jarosch	28

Bildung

Julia Wilms	30
Kristina Siebert	31
Tim Kühne	33
Delia Träger	35

Leben

Marius Lauff	37
--------------	----

Sport

Brigitte Lieb	39
Kerstin Klocke	41
Tim Diekmann	43
Svenja Vogel	45
Rianna Hoffmann	47

„Große Krisen sind super, da schreibt man sich die Seele gesund!“

Warum auch Krisenzeiten weiterführen und ein leeres Konto von Vorteil sein kann:
Ein Gespräch mit Autorin Claudia Schreiber über Inspiration, den Tod und die Zukunft.

Claudia Schreiber, 1958 als Claudia Klemme in Nordhessen geboren, studierte Publizistik, Pädagogik und Soziologie in Göttingen und Mainz. Sie arbeitete drei Jahre als Redakteurin und Reporterin beim Südwestfunk, sowie drei Jahre beim Zweiten Deutschen Fernsehen in Mainz. Nach Auslandsaufenthalten in Moskau und Brüssel lebt sie heute als freie Autorin in Köln. Ihr Roman „Emmas Glück“ erschien 2003, wurde mittlerweile in zehn Sprachen übersetzt und 2006 mit Jördis Triebel und Jürgen Vogel in den Hauptrollen verfilmt. Zur Zeit schreibt sie unter anderem an dem Drehbuch zu ihrem Buch „Süß wie Schattenmorellen“.

Von Jana Seibert



Claudia Schreiber. Foto: Anita Affendranger

Claudia Schreiber, du bist eine erfolgreiche Schriftstellerin, Drehbuchautorin und Geschichtenerzählerin. Claudia, was inspiriert?

Claudia Schreiber: Inspiration, das ist Hirn und Herz. Hinhören, hinsehen, sich über jeden Mist aufregen, mit Menschen jeden Alters und jeder Herkunft unterhalten. Viel lesen. Am liebsten eine Revolution anzetteln wollen, dann aber doch bloß ein Buch schreiben. Ideen sind nicht das Problem, davon hab ich zig am Tag. Sehr schwer ist es, eine davon wirklich umzusetzen. Für ein Buch oder Drehbuch bedeutet das ein oder zwei Jahre, um eine Idee wirklich aufblühen zu lassen. Für diese eine Idee muss ich kämpfen, Verlage, Produzenten und Leser immer wieder begeistern – das ist die wirklich harte Arbeit einer Autorin.

Gibt es Phasen im Leben, die eine besondere Inspiration auslösen?

Große Krisen sind super, da schreibt man sich die Seele gesund! Auch ein leeres Konto ist perfekt. Glück ist mies, da liegt man im Bett oder in der Sonne und tut sonst nichts weiter.
(lacht)

In deiner Wohnung hängen viele Gemälde. Hat diese visuelle Inspiration Einfluss auf dein Schreiben?

Unsereins ist sehr einsam am Schreibtisch. Maler erzählen ja auch, auf ihre Weise. Ich lade mir also Kollegen ins Haus!

„Emmas Glück“, eine romantische Liebesgeschichte mit tragischem Ende, ist bisher eines deiner erfolgreichsten Werke. Was empfindest du rückblickend über das Buch?
,Glück gehabt!' (*lacht*) Kein Verlag wollte es drucken. ‚Was ist das denn‘, hab ich oft gehört. Ein Filmproduzent fragte mich, ob ich noch ganz dicht sei, so abwegig fand er den Plot. Wer viel will, muss sehr viel wagen. Meistens geht das in die Hose- bei „Emmas Glück“ gelang es doch. Ausnahmsweise.

„Emmas Glück“ selbst hat schon fast eine romantische Beziehung zum Tod. Ist dein eigenes Verhältnis zu diesem Thema in das Buch mit eingeflossen?
Romantisch scheint mir das falsche Wort zu sein. Meine Protagonistin legt das Messer an den Hals des Geliebten und schneidet ihm die Kehle durch. Das ist hammerhart, archaisch! Mich interessiert dieser Moment. Der Tod ist populär, relativ weit verbreitet. Ich finde, er ist ein sehr heftiges Ereignis, der Geburt nicht unähnlich. Anfang und Ende sind verwandt. Und ich habe keine Angst vor existentiellen Momenten.

Du hast dich nie einem bestimmten Buchgenre unterstellt. Romantische Tragödien wie „Emmas Glück“, aber auch Kindergeschichten wie „Sultan und Kotzbrocken“...
(*unterbricht*) Das Problem ist: Ich will mich nicht langweilen. Also schreibe ich immer Anderes. Das Marketing der Verlage findet das blöd. Das ist ein Problem. Es gibt mich mehrfach. Selbst in Buchhandlungen wissen die Verkäufer oft nicht, dass ich dieses *und* das geschrieben habe. Multiple Autorin! (*lacht*)

Gibt es ein Thema, eine Idee oder einen Ort der dich so sehr inspiriert, dass du noch darüber schreiben möchtest?

Erst mal mache ich hoffentlich zum Meisterwerk, was gerade anliegt. Das ist schwer genug, da denke ich wenig über zukünftige Ideen nach. Doch während ich hier an meinem Schreibtisch sitze, verliert die Buchbranche jedes Jahr massiv an Umsatz. Ich frage mich eher, welches Medium ich in Zukunft nutzen werde, wie ich mich vermarkte und wer mein Urheberrecht schützen wird.

„Nicht mehr dieses ‚Auf Teufel komm raus‘“

2011 spielten sie als Vorband für „Das Gezeichnete Ich“ und gehörten zu den Finalisten bei verschiedenen Newcomer-Wettbewerben. Die Akustikpop-Band „David & die Kernigen“ aus Oldenburg entschied sich trotz steigender Erfolgskurve dafür, vorläufig nicht weiter in Richtung Professionalität zu gehen. Ein Interview mit Frontmann David Kern über persönliche und musikalische Weiterentwicklung und darüber, dass man kein Star werden muss, um glücklich zu sein.

Von Britta Schümchen

David, in den letzten zwei Jahren ging es Erfolgsmäßig bei euch steil bergauf. Wieso habt ihr euch dennoch entschieden, vorläufig nicht weiter in Richtung Professionalität zu gehen?

David Kern: Erfolg und Anerkennung für das zu bekommen, was man kreativ macht und was einen berührt, war wirklich schön. Allerdings ist mir persönlich klar geworden, dass es schwer ist, heute in Deutschland Musiker zu sein und seinen Lebensunterhalt ausschließlich über die Musik zu beziehen. Dafür muss man bereit sein.

Und das wart ihr zu dem Zeitpunkt nicht?

Es sollte damals zwar in die Berufsrichtung gehen, aber dass es bei manchen Wettbewerben darum ging, eine der Top-Newcomerbands deutschlandweit zu werden, war uns zu dem Zeitpunkt so gar nicht bewusst. Ich hatte eine intensive Phase letztes Jahr, in der mir klar geworden ist: Was will ich im Leben, was und wer ist mir wichtig, was ist mein Ziel? Langfristig fand ich es schwierig, wirtschaftlich zu denken. Ich habe erkannt, dass mir die Musik so viel bedeutet, dass ich nicht meine komplette Zukunft darauf stützen möchte.

Darum wirst du Lehrer. Wie verträgt sich das mit der Musikkarriere?

Die Kombination ist perfekt. Ich habe einen Job, bei dem ich vor einiger Zeit noch nicht einschätzen konnte, wie viel Spaß er mir tatsächlich bringt. Von dem ich jetzt aber sagen kann, er erfüllt mich einfach, aber auf eine ganz andere Art, als es der Job als Musiker tut.

Aber ihr macht weiter Musik. Momentan seid ihr mit eurer neuen Platte im Studio. Wird das die letzte von „David & den Kernigen“ sein?

Auf keinen Fall, es ist nur alles nicht mehr dieses „Auf Teufel komm raus“. Ich verdiene mein Geld und muss mir keine Gedanken machen. Dann können wir auch Gigs spielen, bei denen wir keinen Gewinn machen und nur aus Freude an der Musik spielen. Und das ist das, worum es eigentlich geht und was ich im letzten Jahr durch diesen Schritt hin zur Professionalität ein wenig aus den Augen verloren habe. Das habe ich jetzt wieder gefunden. Wir sind eine tolle Truppe und solange wir alle in Oldenburg sind, solange werden wir auf jeden Fall auch zusammen Musik machen.

Bist du glücklich, so, wie es jetzt ist?

Absolut.

Was hat dazu beigetragen?

Wir haben viel verstanden bei diesen Wettbewerben. Was da heraus kam, haben wir uns sehr zu Herzen genommen. Aber wir haben auch gemerkt, dass wir nicht die Popmusiker sind und es nie sein werden. Trotz aller Stimmigkeit ist es uns wichtig, unseren eigenen Stil zu behalten. Bei uns ist viel Stimmungssache. Das hilft. Die Magie passiert im Probenraum.

Was nimmst du aus diesen Erfahrungen für dein weiteres Leben mit?

Die Lust, Musik zu machen, ist das Wichtigste, was eine Band haben kann. Und das Zwischenmenschliche muss stimmen. Ich glaube, das ist sehr wichtig bei diesem ganzen Hype um das Berühmtwerden und diese ganzen Castingshows. Uns ist die Nachhaltigkeit wichtig. Die Gemeinschaft und der Spaß an der Musik.

Zwischen Leichtlebigkeit und Heldentum

Für die Produktion des Musicals „Eine Geschichte aus zwei Städten“ hat das Freie Musicalensemble Münster viel Lob erhalten. Medizinstudent Stephan Rinschen hat Sydney Carten, den Helden der Geschichte von Charles Dickens, verkörpert und verrät in einem Interview, wie er die Produktion erlebt hat und wie es mit seiner Sängerkarriere weitergeht.

Von Yvonne Buschermöhle

„Eine Geschichte aus zwei Städten“ spielt zu der Zeit der Französischen Revolution. Welche drei Begriffe verbindest du mit dieser Zeit?

Stephan Rinschen: Guillotine, Revolution und Mord.

Für uns in der heutigen Zeit sind das sehr alltagsferne Begriffe. Wie hast du es geschafft, dich in die Rolle des Sydney Carten hineinzusetzen?

An manchen Stellen entspricht die Rolle meinem Charakter, aber besonders dieses Leichtlebige und Trinkende war mir ein bisschen fremd. Um diese Emotionen auszuleben haben unsere Schauspiellehrer uns extreme Emotionen in Erinnerung rufen lassen und wir haben diese dann in Gesicht und Körper gezeigt. So konnte ich schließlich Eigenschaften in die Figur einfließen lassen, die ich in meinem normalen Alltag nicht zulassen würde.

Am Ende des Stücks nimmt Carten die Todesstrafe auf sich, damit seine geliebte Lucy glücklich sein kann. Ist das so eine Eigenschaft, die du lernen musstest, oder kannst du dir vorstellen auch so zu handeln?

Schwierige Frage. Ich bewundere schon immer dieses Heldentum. Wenn ich eine solche Liebe zu einer Person verspüre, würde ich mir wünschen, so handeln zu können, weil es sehr edel ist. Mit Sicherheit würde ich auch darüber nachdenken, aber ich glaube so eine Extremsituation bringt jemanden an den Rand seiner Charakterzüge. Das kann ich leider nicht mit einem klaren Ja oder Nein beantworten.

6

In „Dracula“ hast du Violine gespielt, letztes Jahr standest du auf der Bühne. Was planst du für dieses Jahr?

Ich fürchte, dass ich dieses Jahr aufgrund meines Examens nicht die Zeit für aufwendige Proben haben werde, sodass ich wieder in den Orchestergraben zurückkehren werde. Wo ich dann im Endeffekt sitzen werde, das liegt noch in der Diskussion zwischen dem Dirigenten und mir.

Wie meinst du das?

Sagen wir so: Es gibt Plätze im Orchester, auf denen ich lieber sitze als auf anderen. Die erste Geige spielt immer viel Melodie. Das mache ich lieber, als beispielweise bei Walzern immer nur die Nachschläge zu spielen. Nichtsdestotrotz würde ich meine persönlichen Wünsche an dieser Stelle aber auch zurückstellen. Es geht ja schließlich um den Erfolg des Projekts.

Dir scheint das alles ziemlich am Herzen zu liegen. Hast du schon mal mit dem Gedanken gespielt, beruflich eine musikalische Richtung einzuschlagen?

Das wäre sicherlich sehr verlockend und ich wäre der Letzte, der ein Angebot eines richtigen Musicalhauses heute abschlagen würde. Aber dennoch weiß ich, dass der Weg zu so etwas sehr steinig ist. Ich bin mir sicher, dass die Leichtigkeit, die ich momentan beim Musizieren verspüre, plötzlich verloren gehen würde, wenn ich unter dem Druck stünde, mein Geld damit zu verdienen. Deswegen kam es tatsächlich nie für mich in Frage.

Dein Fazit: Der bedeutendste Moment in der Produktion des letzten Jahres?

Der Schlussapplaus am Ende der Premiere und das Gefühl, eine große Leistung erbracht zu haben. Ich denke diesen Moment werde ich niemals vergessen.

„Ich lese keine Nachrichten mehr!“

Führen unglaubliche Ressourcen zu einer Mediennutzungsveränderung beim Publikum?

Sich gegen klassische Medien wie Zeitung und TV zu entscheiden, ist eine Folge der fragwürdigen Weise, wie Nachrichten in den Medien dargestellt werden. Während der ägyptischen Revolution, die am 25. Januar 2011 ausbrach, liefen in Ägypten zum Teil nur Lieder und Filme im öffentlichen Rundfunk, doch über die Proteste wurde so gut wie nichts berichtet. Farah ElShammaa, eine in Deutschland lebende Politik-Studentin aus Alexandria, erzählt, wie sie die Revolution durch die ägyptischen Medien erlebte.

Von Ximena Bustamante



Foto: Farah ElShamma

Wie hast du erfahren, was am 25. Januar in Ägypten geschah?

Farah ElShammaa: Auf unterschiedliche Weise. Als erstes habe ich es durch ein Facebook-Event erfahren, aber gesehen habe ich das natürlich in den Nachrichten, die im TV liefen. Andererseits wurde ich durch Freunde informiert, die bei den Protesten mitgemacht haben.

Bist du online sehr aktiv?

Ja, sehr.

Khaled Said war ein ägyptischer Blogger, der 2010 in Alexandria von der Polizei auf der Straße totgeschlagen wurde. Durch die für ihn als Denkmal geschaffene Facebook-Seite wurde Said zur Symbolfigur der ägyptischen Revolution 2011.

Warst du zu dem Zeitpunkt in einer Gruppe oder bist du einem bestimmten Blogger gefolgt?

Zu der Zeit habe ich die Facebook-Gruppe „Wir sind alle Khaled Said“ verfolgt, die das Event für die Revolution am 25. Januar organisiert hat. Durch solche Gruppen konnte ich mich informieren und sichergehen, dass die Info stimmt, da die staatlichen Nachrichten von der Regierung kontrolliert wurden.

Wie identifizierst du dich mit dem Slogan „We are all Khaled Said“?

Ich identifiziere mich sehr damit. Khaled Said hat seine politische Meinung öffentlich geäußert und man brachte ihn deshalb um.

Ich hätte selber gerne darüber gesprochen, aber ich traute mich nicht, es außer Haus zu tun. Es hätte jedem passieren können, deswegen ist jeder von uns Khaled Said.

Was für eine Rolle spielen soziale Netzwerke in deinem Leben?

Eine sehr große Rolle. Ich poste selber viel auf Facebook und Twitter, besonders über politische Themen. Ich lese keine Nachrichten mehr, weil ich unseren Ressourcen nicht traue.

Durch die Verfolgung der richtigen Gruppen oder Blogger der sozialen Netzwerke gehe ich sicher und so bekomme ich auch jeden Tag meine Nachrichten.

SPIEGEL ONLINE berichtete am 7. Juli 2011, wie „Männer auf Pferden und Kamelen den Kairoer Tahrir-Platz stürmten und Hunderte Demonstranten mit Peitschen und Macheten verletzten“. Wurden solche Ereignisse in den ägyptischen staatlichen Medien wahrheitsnah dargestellt?

[lacht] Nein, ich habe es selber gehört, als die Medien behaupteten, dass es sich um Touristen handele, die sich auf dem Tahrir Platz die Proteste ansehen würden. Lustigerweise hatten diese Touristen aber Stöcke und Messer dabei, mit denen sie die Menschen töteten. Außerdem sahen sie nicht wie Touristen aus, sondern man konnte erkennen, dass das Ägypter waren. Wir haben entweder auf CNN oder BBC Nachrichten geschaut, weil im staatlichen Rundfunk viele Lieder und Filme liefen.

Bewertest du die Entscheidung des Regimes, alle Kommunikationsverbindungen zu blockieren, positiv oder negativ für die Entwicklung der Revolution?

Positiv. Die Menschen konnten sich nicht durch die Medien informieren und umso mehr Leute stürmten auf die Straßen. Damit versuchte das Regime seine Macht zu zeigen, im Grunde erkannten wir, wie hilflos es war.

Kannst du dir die Revolution ohne Social Media vorstellen?

Es ist nicht leicht, diese Frage zu beantworten, weil Social Media auf jeden Fall sehr dazu beigetragen hat. Aber ich glaube, dass die Revolution auch ohne soziale Medien stattgefunden hätte, sie waren nicht der Hauptgrund für den Erfolg der Revolution. Dafür gibt es andere Gründe, die wichtiger waren.

Zwei Wörter, die die staatlichen Medien in Ägypten beschreiben?

Blind und Heuchlerisch.

Stimmt das, was die Politiker behaupten?

Der ZDFcheck prüft Wahlkampfaussagen auf ihren Wahrheitsgehalt

Bis zur Bundestagswahl sind es nicht mal mehr 100 Tage! Höchste Zeit also, die Wahlkampfaussagen von Steinbrück, Merkel und Co. einmal genauer unter die Lupe zu nehmen. Aus diesem Grund hat das ZDF jetzt gemeinsam mit Wikimedia Deutschland den ZDFcheck ins Leben gerufen. Tim Moritz Hektor studiert Politik in Münster und arbeitet für Wikimedia an dem Projekt. Im Interview verrät er, warum Politiker in den nächsten Monaten besser die „Wahrheit und nichts als die Wahrheit“ sagen sollten.

Von Anne Schlüter



Tim Moritz Hektor studiert in Münster Politik und arbeitet für Wikimedia Deutschland, dem deutschen Interessenverein von Wikipedia, am ZDFcheck. Foto: Privat

Herr Hektor, den ZDFcheck gibt es jetzt seit einem Monat. Die gute Nachricht zuerst – wer hat sich denn schon als ehrlich erwiesen?

Die Grünen! Jürgen Trittin und Claudia Roth sagen ja immer wieder, dass mit den grünen Einkommenssteuerplänen bis zu 90 Prozent der Leute entlastet werden. Wenn man das durchrechnet – und das hat uns viel Zeit gekostet: Das stimmt.

Und jetzt die schlechte! Welcher Politiker hat seine Hausgaben nicht richtig gemacht?

Durchgefallen ist zum Beispiel schon Frau von der Leyen. Die hat schon mehrmals behauptet, dass sich die Einkommensschere in Deutschland seit den letzten drei Jahren wieder schließt. Leider gibt es für diesen Zeitraum überhaupt noch gar keine Statistik, die das belegen könnte. Von 2008 bis 2010 gab es zwar eine positive Veränderung, die ist aber so minimal, dass die Aussage so nicht haltbar ist.

Wie haben denn die geprüften Politiker bisher auf den ZDFcheck reagiert?

Die Reaktionen waren ganz abhängig vom Ergebnis. Die Grünen haben beispielsweise in einer Bundestagsrede darauf Bezug genommen, dass ihre Aussage von uns bestätigt worden ist. Dafür haben sich einige andere Politiker – ich darf jetzt natürlich keine Namen nennen – ganz vehement bei uns beschwert.

Verständlich. Schließlich könnte der ZDFcheck enorme positive oder negative Folgen für die eine oder andere Partei bei der Bundestagswahl mit sich ziehen. Bis dahin sollen ungefähr 150 Aussagen getestet werden – wie repräsentativ sind denn die Ergebnisse?

Gar nicht! Aber den Anspruch auf Repräsentativität erheben wir auch nicht. Wir machen ja schließlich keine quantitative Analyse aller Wahlkampfaussagen, sondern untersuchen nur einige besonders markante Aussagen mit Faktengehalt. Es geht viel mehr darum, ein Thema für den Leser anhand von Grafiken und Texten noch einmal besonders aufzubereiten.

Könnte der ZDFcheck denn trotzdem nachhaltig Einfluss auf den Wahrheitsgehalt von Politiker-Aussagen haben?

Ja, wir denken schon, dass sich gerade im Vorfeld der Bundestagswahl eine gewisse Sensibilität entwickelt. Schließlich müssen die Politiker jetzt immer im Hinterkopf haben, dass ihre Aussagen von uns geprüft werden könnten. Das ist eine ganz neue Form des politischen Journalismus. Außerdem kann jeder, der einen Twitter- oder Facebookaccount hat, mitmachen und Hinweise geben. Das schafft weitere Transparenz.

Diese Art User-Beteiligung kennen wir ja schon von den vielen Plagiatsaffären. Aber jetzt einmal ehrlich, für den ZDFcheck arbeitet ein Team von professionellen Journalisten – können die User-Kommentare da überhaupt noch neue Erkenntnisse bringen?

Manchmal ist es natürlich so, dass wir einen Link geschickt bekommen, den wir schon hatten. Aber ganz oft hat uns ein User-Kommentar schon darauf hingewiesen, noch einmal in eine andere Richtung zu recherchieren. Insofern, ja!

Die Nutzerbeteiligung funktioniert also und es wird fleißig geprüft! Zum Schluss noch eine persönliche Frage an Sie, Herr Hektor – wem gönnen Sie es denn einmal durchzufallen?

Dem Klaus Ernst von der Linken.

Der ZDFcheck ist ein Projekt, das das ZDF gemeinsam mit Wikimedia Deutschland, dem deutschen Interessenverein von Wikipedia, zur Bundestagswahl 2013 ins Leben gerufen hat. Ziel des ZDFchecks ist es, einmal genauer unter die Lupe zu nehmen, welche Wahlkampfaussagen von Politikern wirklich stimmen und wer gern mal übertreibt. Seit Anfang Mai prüft ein Team von Journalisten und Wikimedia-Mitarbeitern in Berlin jede Menge Zahlen, Daten und Fakten. Bis zur Bundestagswahl am 22. September sollen ungefähr 150 Aussagen auf ihre Richtigkeit getestet werden. Internetnutzer, die einen Facebook- oder Twitteraccount besitzen, können sich am ZDFcheck beteiligen und Hinweise geben. Bis jetzt wurden die Ergebnisse nur im Internet veröffentlicht, in den kommenden Wochen soll der ZDFcheck aber eine eigene Sendung auf ZDFinfo bekommen. Weitere Informationen, auch zu Beteiligungsmöglichkeiten, finden Sie unter: www.zdfcheck.zdf.de

„Ich tippe auf Schwarz-Grün“

Wahlkampf Erfahrung hat der CDU-Abgeordnete Uwe Schummer schon reichlich. Zum vierten Mal kandidiert der 55-Jährige aus dem Kreis Vierse für den Bundestag. Doch bei dieser Wahl sind die Karten neu gemischt. Welche Koalitionen für ihn und seine Partei in Frage kommen, verrät er im Gespräch.

Von Jana Falk

Herr Schummer, Sie gehörten einmal zu den schnellsten 400 Meter Läufern in Deutschland. Vergleichen Sie doch einmal den kommenden Wahlkampf mit dieser Strecke. An welcher Stelle des Rennens befinden sich Sie und Ihre Partei?

Wir sind im Aufwärmprogramm. Das heißt, wir haben das Stadion erreicht, aber es gibt noch nicht den Wettbewerb, sondern wir müssen unsere Glieder schütteln und fit gemacht werden -körperlich, geistig, mental, seelisch - für den 400 Meter Lauf.

Und wie ist im übertragenen Sinne die Stimmung dort im Stadion? Ändert sich die Atmosphäre im Bundestag schon?

Die Atmosphäre ist jetzt wie mit jungen Rennpferden, die wittern, dass sie im Stadion dann eine gute Leistung hinlegen müssen. Eine permanente Aufgeregtheit, die sich entwickelt und sich dann auch über die Medien überträgt.

Die Medien spekulieren momentan auch viel über mögliche Koalitionen. Lassen Sie uns einen kurzen Koalitions-Check machen. Was halten Sie von folgenden Optionen?

Schwarz-Gelb:

Dazu reicht ein Wort: klassisch.

Schwarz-Rot, eine große Koalition:

Große Mehrheiten sind gut für die Lösung großer Probleme. Das war bei der Finanzkrise 2008 beispielsweise sehr hilfreich.

Schwarz-Grün:

Es wär ein spannendes Projekt. Da müssen sich beide Seiten öffnen und neu aufeinander zugehen.

Welche Möglichkeit halten Sie gerade für realistisch, auch mit Blick auf die Umfragewerte?

(Schummer seufzt und lacht dann)

Ich tippe auf Schwarz-Grün. Und zwar weil die FDP sicher reinkommt und kurz vor der Wahl 6 oder 7 Prozent haben wird, aber sie ist unüberzeugt. Die große Koalition würde die SPD zerreißen. Und für uns geht es ja darum eine starke Regierung zu bilden. Von daher tippe ich, dass mathematisch bedingt, nicht weil es beide Seiten wollen, dann so ein schwarz- grünes Projekt kommen wird.

Vor zehn Jahren wäre Schwarz-Grün undenkbar gewesen. Was hat sich seitdem verändert?

Zum einen hat „Die Linke“ viele von den vagabundierenden mehr marxistisch-kommunistisch orientierten Politikern der Grünen aufgenommen.

Zum anderen sind die Grünen auch älter geworden, sie sind etablierter geworden und sind im Grunde auch entlaufene Kinder aus bürgerlichem Hause.

Wo gäbe es bei einem solchen Bündnis trotzdem inhaltliche Schwierigkeiten?

Die Grünen sind noch sehr ideologisch in einem Muster gefangen. Dazu gehört dann auch, dass immer wieder versucht wird, die Menschen zu erziehen. Also zum Beispiel: Ihr dürft nicht mehr Auto fahren, ihr dürft nicht mehr rauchen, ihr dürft nicht mehr in den Urlaub fliegen. Diese Erziehungsmentalität der Grünen ist glaube ich eines der größten Probleme, das wir mit denen haben werden. Wir sind da etwas demokratisch und pragmatischer. Es sind Grundwerte, mit denen wir uns auf den Weg machen, aber wir sind nie ideologisch.

Wenn wir jetzt nochmal zurück zu unserem 400 Meter-Wahlkampf-Rennen kommen. Was wäre ihr Traumergebnis für den Zieleinlauf?

40 + x Prozent. Und dann suchen wir uns den besten Partner aus. Keiner darf gegen uns regieren können, das soll die Zielsetzung sein.

„Ich hatte einfach Bock mich zu zeigen!“

Es gibt viele Gründe, warum der smarte Halbsomalier **Kassim Auale** (22) einem bekannt vorkommen könnte. Fans von Castingshow-Formaten kennen ihn allemal. Ob als Kandidat bei *Deutschland sucht den Superstar* und *X-Factor*, oder nur als seelischer Beistand seiner Freundin Luise Will bei *Germany's Next Topmodel*, Kassim ist längst kein unbekanntes Gesicht mehr in der Castingszene. Auf einen Kaffee verriet er Lisa Granzow seine persönliche Meinung zu den Reizen und Schattenseiten der Castingbranche.

Von Lisa Granzow



Kassim Auale: „Ich bin halt extrovertiert, bin gut drauf und mache gerne Stimmung.“ Foto: Max Schröder

Du singst, schauspielerst und modelst. Wofür schlägt dein Herz am schnellsten?

Kassim Auale: Für die Musik auf jeden Fall! Ich probiere gerne andere Sachen aus, bin und bleibe aber Vollblutmusiker.

Und als „Vollblutmusiker“ hast du bei *DSDS* und bei *X-Factor* dein Glück versucht. Was macht Castingshows für dich so attraktiv?

Mittlerweile gar nichts mehr! 2009 war ich bei *DSDS* und dann 2011 nochmal bei *X-Factor*, weil ich einfach Bock hatte mich zu zeigen und ich wollte, dass mich andere Menschen bemerken. Man weiß ja mittlerweile, dass, wenn man wirklich was mit Musik erreichen will, Castingshows jetzt nicht unbedingt die erste Adresse sind. Aber ich bereue es nicht. Das war eine super Zeit für mich. Aber mittlerweile würde ich nicht mehr sagen, dass mich an Castingshows noch irgendwas reizt. Ich bekomme hin und wieder mal Anfragen von Produktionsfirmen, vom *Supertalent* oder von *The Voice*, ob ich nicht nochmal Bock hätte mitzumachen und dass ich doch unbedingt zum Casting kommen solle...

Kannst du denn solchen persönlichen Einladungen widerstehen?

Die machen einem das schon echt schmackhaft: „Komm vorbei! Das wird bestimmt was!“ Dann überlegt man natürlich kurz: *Du wärst nochmal im Fernsehen, das wäre cool, aber*

brauchst du das wirklich nochmal? Nö! Und deswegen ist das Thema für mich eigentlich gegessen. Aber so funktioniert das! Die suchen sich die Kandidaten teilweise selber aus.

Deine Freundin Luise Will (18) war dieses Jahr bei *Germany's Next Topmodel* zu sehen. Im Finale stürmte eine *Femen*-Aktivistin nackt die Bühne. Sie begründet: „Für eine ganze Generation wird Schönheit über Bildung gesetzt, in dieser Ansicht sind Klum und ihre Show eine einzige Dreckschleuder.“ Was ist deine Meinung dazu?

Also ich finde die Idee eines TV-Formats mit dem Ziel ein Model zu finden an sich super. Aber die ganze Aufmachung bei *GNTM* gefällt mir nicht. Die Show ist eine Mischung aus Soap und Werbesendung und im Endeffekt ist Geld viel wichtiger als ein Model zu finden. Deshalb kann ich die Aktion und die Kritik am Format auch verstehen. Die Kritik am Business an sich kann ich allerdings nicht verstehen. Das Modebusiness ist so und wird auch immer so sein. Das wird in Paris so sein, das wird in New York so sein und wenn sich darüber eine Aktivistin oder die Mutti vor dem Fernseher aufregt, interessiert das da ehrlich gesagt keinen. In den Medien wird gerne ein Bild erzeugt vom grauenhaften Magerwahn, der erbarmungslosen Modewelt. Das sind da die eigenen Regeln und kein Otto Normalverbraucher hat meiner Meinung nach die Ahnung oder das Recht sich so darüber zu äußern.

„Die einen lieben dich, die anderen verdammen dich“ – das hat Jurymitglied Sarah Connor mal zu dir gesagt. Wie erklärst du dir diese Polarisierung?

Ich merke das tatsächlich immer noch. Ich bin halt extrovertiert, bin gut drauf und mache gerne Stimmung und es gibt immer Menschen, denen das auf den Sack geht. Und das kann ich auch echt nachvollziehen. Ich gehe manchen Leuten auch gerne mal auf den Sack. Whatever!

Kassim Auale, geboren am 24. April 1991 in Duisburg und zurzeit wohnhaft in Krefeld, ist Sänger der Band *Venom is Bliss* und seit 2010 Frontmann der Metalband *Breakdowns at Tiffany's*. Im Jahr 2009 nahm er an der Castingshow *Deutschland sucht den Superstar* teil, schied aber bereits im Recall aus. Im Jahr 2011 erreichte er bei *X-Factor* im Team von *Das Bo* den 8. Platz in den Liveshows. Derzeit studiert er Anglistik und Amerikanistik in Düsseldorf.

<https://www.facebook.com/KassimAuale>

<http://www.kassimauale.de/>

„Die Atmosphäre hier ist einfach so freundschaftlich-freundlich“

Nicola Ebel ist die Hauptverantwortliche beim Filmservice Münsterland des münsterschen Presseamtes. Der Filmservice ist die Schnittstelle zwischen Filmschaffenden im Münsterland und den Behörden. Neben der Betreuung und Organisation von Dreharbeiten ist eine der Hauptaufgaben auch das Marketing für das Münsterland als Filmregion.

Von Susan Gössling

Frau Ebel, welche Projekte betreut der Filmservice?

Wir helfen eigentlich in jeder erdenklichen Form. Wir hatten mal eine Anfrage, da wollten die für den Wilsberg ein Baby jünger als drei Wochen haben. Das haben wir auch besorgt. Wir hatten jetzt gerade noch drei Trickfilmer. Die machen einen Trickfilm an der FH und die machen das ganz konventionell und brauchen Papier. Da haben wir jetzt eine Initiative angestoßen. Wir helfen denen jetzt also dabei, dass sie Papierpaten kriegen.

Sind Sie auch für die Dreharbeiten des Tatorts mitverantwortlich?

Die suchen sich immer die Orte selbst, aber ich helfe dabei dass es auch wirklich klappt und spreche im Zweifelsfall auch nochmal mit den Leuten.

Für „Tatort“ und „Wilsberg“ organisiere ich auch die Kinopremieren. Da waren wir Vorreiter, das haben wir uns als allererstes ausgedacht, dass man Fernsehfilme auch im Kino zeigen könnte. Das machen inzwischen massenweise Städte in Deutschland. Und gerade die „Tatorte“. Das ist offensichtlich so gut eingeschlagen, dass die alle sagen ‚Wir zeigen das im Kino‘, weil sie sehen wie viele Leute hier da reingehen.

Was macht Münster als Filmstandort attraktiv?

Ich glaube, ein Unterschied ist dieser umfassende Service, das ist sehr ungewöhnlich, dass es wirklich Filmleuten angeboten wird, dass man sie so weit unterstützt. Und dann ist die Atmosphäre hier einfach so freundschaftlich-freundlich. Das versuche ich zu erhalten indem man Leute, bei denen gedreht worden ist, dann zu der Premiere einlädt. Denn Dreharbeiten sind nicht nur schön und wenn am Prinzipalmarkt gedreht wird ist das auch für die Kaufleute nicht nur schön, aber ich glaube dadurch dass sie dann hinterher zu einer Premiere gehen können und dann so sehen was dabei rausgekommen ist, sind die dann doch alle sehr friedlich und Dreharbeiten gegenüber sehr positiv aufgeschlossen.

Was hat Sie zum Filmservice geführt?

Das ist ganz profan. Ich war bei den Westfälischen Nachrichten und wurde gekündigt. Ich war dann beim Arbeitsamt gemeldet und da hat die Stadt eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für arbeitslose Journalisten ausgeschrieben. Und das war der Filmservice. Das war also zunächst eine ABM. Das ist so gut gelaufen, dass er als feste Stelle verankert worden ist. Und seitdem mache ich das.

Was für ein Projekt würden Sie sich von den Filmemachern im Münsterland wünschen?

Was ich gerne nochmal sehen würde, wäre so eine Vorabendserie in einer Hippiekommune auf dem Wasserschloss, das fände ich gut. Das wären gute Geschichten, das könnte man gut machen. Und das ist auch etwas, das hier angesiedelt ist. Das gab es natürlich in den 70er- und 80er-Jahren viel mehr, dass junge Leute aus Münster in Wohngemeinschaften aufs Land gezogen sind, auf Bauernhöfe oder auch auf kleine Schlösschen oder Herrenhäuser. Das wäre mein Wunsch. Vielleicht geht der ja auch irgendwann in Erfüllung.

„Medien sind das Kind ihrer Gesellschaft!“

Immer mehr Probleme und Krisen beschränken die Entwicklung des Journalismus als Beruf. Immer wieder werden Medien beschuldigt und kritisiert. Allerdings hat der Kommunikationswissenschaftler Prof. Dr. Armin Scholl die Hoffnung nicht verloren und glaubt an eine erfolgreiche Zukunft für diesen Beruf.

Von Kremena Atanasova

Herr Scholl, Sie sind Professor für Kommunikationswissenschaft und haben selbst Publizistik- und Kommunikationswissenschaft studiert. Wann haben Sie festgestellt, dass Sie sich mit Journalismus und journalistischer Forschung beschäftigen wollen?

Armin Scholl: Sich mit Journalismus zu beschäftigen, war der Berufswunsch in der Zeit des Abiturs, also vor dem Studium. Die Beschäftigung mit Kommunikationswissenschaft ist dann während des Studiums gewesen. Speziell das Interesse an Journalismusforschung hab ich erst bekommen, als ich studentischer Mitarbeiter bei Siegfried Weischenberg wurde und ich an einem seiner Forschungsprojekte teilgenommen habe.

Was ist mit PR und Werbung? Sie nehmen immer mehr an Bedeutung in der Öffentlichkeit.

PR und Werbung sind beide relativ junge Forschungsfelder in unserem Fach. Es gibt einen inhaltlich-politischen Hintergrund für mich. Ich glaube, Journalismus ist in der Gesellschaft schützenswerter. PR oder Werbung kann im Prinzip jeder machen, der genug Geldeinfluss hat, aber Journalismus ist etwas, das normativ wichtiger ist.

Würden Sie heute noch jemandem empfehlen, in den Beruf einzusteigen?

Ja. Der Beruf hat Probleme, aber es ist sinnvoll, dass ein gewisser Teil der Kommunikationswissenschaftsstudenten in den Beruf geht, weil Journalismus gute und gut ausgebildete Journalisten braucht. Allerdings das Wort Empfehlung... Die Motivation muss von den Studenten selbst kommen. Dann würde ich das auch empfehlen.

Journalismus in der Gesellschaft. Wie sehen Sie die Zukunft dieses Berufs?

Zum einen sehe ich die Zukunft insofern negativ, als dass es einen Stellenabbau, Scheitern von wichtigen journalistischen Medien gibt. Andererseits gibt es viele engagierte Journalisten und Journalismusorganisationen. Ich glaube, dass der Journalismus insgesamt kleiner wird. Es gibt aber einen harten Kern, der in Zukunft durchaus in der Lage ist, guten Journalismus zu machen. Die Frage ist allerdings, ob dieser gute Journalismus auch ein hinreichend großes Publikum findet. Davon hängt auch ab, ob die Entwicklung positiv oder eher negativ ist.

Sie sagen, dass es viele engagierte Journalisten gibt. Aber auf der Tür zum Büro gegenüber steht ein Plakat „Die Medien sind an allem Schuld“. Was ist diese Schuld?

Das ist ein ironisches Plakat. Medien werden beschuldigt, dass sich das Publikum durch die negative Berichterstattung von der Politik entfremdet oder dass durch die flache niveaulose Unterhaltung die Zuschauer verdummt werden. Man kann allerdings genau umgekehrt argumentieren, dass die Medien eigentlich nur Symptom, Verstärker möglicherweise sind, aber nicht Verursacher. Ich neige eher zu der Perspektive, dass die Medien nicht an allem Schuld sind, sondern das Kind ihrer Gesellschaft.

Zum Schluss, wenn Sie über dieses Interview ein Buch schreiben sollten, was wäre der Titel?

Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Der Buchtitel vom „Journalismus in der Gesellschaft“ ist ein gutes Charakteristikum, weil ich mich immer für die gesellschaftliche Rolle des Journalismus interessiert habe, nicht für das Handwerk.

„Die Rebellen sind immer äußerst charmant zu mir“

Warum es Kriegsreporterin Gabriele Riedle vor allem als Frau in Krisengebieten leicht hat, erzählt sie im Interview

Nigeria, Darfur, Libyen, Haiti, Bangkok, der Kaukasus - Kriegsjournalistin und Autorin Gabriele Riedle liebt die Gefahr. Ihre Reisen sind wie eine Sucht, beschreibt die 55-Jährige. Die mitreißenden Reportagen der Stuttgarterin erschienen unter anderem im „Spiegel“ oder der „Zeit“, momentan arbeitet sie für das Reporter Magazin „GEO“. Im Interview mit der lebensfrohen Schwäbin erfahren wir mehr über ihre Furchtlosigkeit, aber auch von Zukunftsängsten.

Von Nithupa Kumaranantham



Gabriele Riedle. Foto: fotocommunity



Frau Riedle, macht die Gefahr Sie süchtig?

Gabriele Riedle: Nicht die Gefahr selbst macht mich süchtig, sondern das Gefühl, dass ich mit der Gefahr umgehen kann. Sämtliche Lebensgeister in mir sind dann wach und man kommt in Kontakt mit allen möglichen Facetten der eigenen Existenz.

Haben Sie keine Angst, Interviews mit Rebellen oder Kindersoldaten zu führen?

Ach, was sollen die mir denn tun? Wir reden hier von politischen Rebellen, nicht von Verbrechern. Diese Menschen suchen die Öffentlichkeit um ihren „gerechten Kampf“ zu führen. Das ist ihnen genauso wichtig, wie um sich zu schießen. Außerdem sage ich ihnen ja nicht, wie bescheuert ich sie finde. Die Aufständischen haben nicht das Gefühl, dass ich ihre Feindin bin. Im Gegenteil, die Rebellen sind immer äußerst charmant zu mir (lacht). Bei ehemaligen Kindersoldaten ist da eine Ambivalenz. Es ist kein gutes Gefühl, wenn ich an die Dinge denke, die sie getan haben. Wenn ich dann viele Stunden mit ihnen verbringe, spüre ich aber vor allem die Verletzlichkeit, und das Trauma in ihren Seelen. Am Ende kann ich nicht mehr sagen, dieser Mensch ist gut oder böse. Die unglaublichen Erfahrungen stellen meine eigenen moralischen Maßstäbe immer wieder in Frage, aber Angst habe ich definitiv keine.

Werden Sie als Frau in den Krisengebieten respektiert?

Ich habe es sehr leicht in den Krisengebieten, schließlich nimmt mich als Frau eh niemand ernst (schmunzelt). Mir erzählen Politiker viel schneller etwas, denn was kann ich denen schon tun? Im Jemen hatte ich bei der Recherche gemeinsam mit einem deutschen Fotografen

einige Schwierigkeiten, aber als er abreiste und ich alleine loszog, waren auf einmal alle ganz redselig. Außerdem kann man mich als allein herumreisende Frau nicht einfach entführen und in ein Zelt stecken. Als Mann, Rebell hin oder her, gehört sich das in diesen Kulturkreisen nicht. Wenn schon, müssten die Leute mich zu ihren Frauen bringen, das ist ihnen dann aber zu kompliziert. Sie sehen also, man muss sich um mich keine Sorgen machen.

In einem Interview mit der Stuttgarter Zeitung sagten Sie, ihre Heimat Stuttgart habe nichts mit der Realität zu tun. Was ist für Sie die Realität?

Für mich ist die Realität Dafur. Der Kaukasus. Die arabische Welt. Stuttgart ist eine extrem behütete Stadt in einem extrem behüteten Land, der Kern des friedlichen Miteinanders. Aber nachdem ich so viel erlebt, so viel gesehen habe, kann ich meine idyllische Heimat nicht mehr als Wirklichkeit empfinden.

In Krisengebieten sind Sie furchtlos unterwegs, doch wie stehen Sie zur Zeitungskrise? Gibt es da Zukunftsängste?

Unter uns jetzt, in der GEO-Redaktion gab man uns die Anweisung, keine immense Negativberichterstattung mehr zu betreiben, da es die Leser verschreckt. Das scheint ein allgemeiner Trend zu sein. Beim „Stern“ gibt es mittlerweile die Rubrik „Das Leben lieben“, es sollen also vor allem schöne Geschichten erzählt werden. Tja, für mich heißt das, ich darf nicht mehr in Krisengebiete fahren. Da hat man schon ab und zu Zukunftsängste.

“If you want to be an artist, you have to do it in your own free time”

After a very long and busy Friday at Φωτογράφος*, Konstantina Gitakou came to meet me at a cozy pub close to her office. A sip of beer and a hand-rolled cigarette later, the discussion around the magazine, the media world and, of course, photography started and grew inspiringly interesting.

So, Konstantina, thank you for this interview Konstantina! I guess you’re not very used to be on that side of the microphone, right?

(Laughs and maybe blushes a little) No, not really. I think this might be my first time. And it’s not a very nice feeling I must say. I’m starting to grow rather sympathetic towards my “victims”. I hope I’ll be better next time.

Well, first I would like to know, what kind of work do you do for the magazine, given the fact that you are not a photographer yourself.

Well I’m not a photographer, I’m a journalist specialized in visual arts and technology at the same time. Currently I work as Editor in Chief for some of my company’s publications, both print and online. Besides the editorial work, which I consider my main occupation and passion, I’m responsible for the editorial work for some of our issues. Sometimes I hire, guide and guide our contributors and freelance photographers and coordinate their work. I also proof read final drafts. The editorial aspect consists of interviews with professional photographers, artists and generally people involved in the photographic industry, and of course features of everything relevant with imaging art and technology. A main task of my job is, of course having direct contact with imaging companies’ executives, the so-called PR managers, through traditional and new media. In better times, our colleagues were able to focus their work in more specific areas, like exclusive editorial work. Nowadays we all have to be flexible and adaptable in many different areas. Whereas, in the past a journalist was expected to work for only one specific medium of a company, say a magazine, it is now normal for a single journalist to cover all company activities and media. So, pretty much everything!

So multitasking! Now, on another matter, the art of photography attracts more and more passionate enthusiasts, especially after sites like flickr and tumblr appeared and twitter for journalistic photography. What does the scenery look like in Greece?

Greece is no exception to that. In fact the economic crisis and the high unemployment rates encourage many people to pick up hobbies, with photography being maybe the most popular. On the other hand, the crisis has also forced many professional photographers to decreased employment and a lot of traditional media, like magazines and newspapers to close down. Consequently, the Internet and the social media seemed to be the logical solution and a very promising outlet for amateurs and professionals.

If we are talking specifically about enthusiasts and not professionals, the number of photographs shared every day went through the roof. For example, we recently had up to 15.000 photographs submitted to the magazine for our bimonthly readers contest, mainly through Facebook, Flickr and a few per e-mail. This is a very large number if you consider the struggling economy and the size of our country.

It seems to me as if Greece is a photography fan! Is that the case?

Photography has always been very popular in Greece. It became even more popular with the development of digital cameras that are cheaper. Anyone could finally afford to buy a camera. And through Flickr, Facebook and all the other social platforms we got a glimpse of how many people have been interested in photography and passionate about it for all these years and of how many are picking it up as a hobby every day. And the numbers are big. Equipment sales also back up this conclusion. During the second year in which Greece was under the memorandum and in a very bad shape, there was a 15 to 20 per cent increase in sales of the low-end DSLRs. These cameras are mostly used by amateurs and not the professionals.

Street fashion photography, which is a huge movement abroad, starting with *The Sartorialist*, by Scott Schuman, doesn't seem to have reached Greece though. Is the spontaneous initiative in the artistic world here "too shy"?

No, I wouldn't say that. It has reached Greece but maybe to a smaller scale, which means only among the fashion bloggers, avid users of social media and a few professional fashion photographers, who integrated that street style of photography in their commercial work. Maybe it's because fashion photography that would influence the rest of the photographers, professionals and enthusiasts, met a big decline the recent years, because the largest fashion magazines like Vogue, for example, have stopped publication in Greece. Some large publication houses closed down. But you can still see some exceptional artists and examples of this photographic sub-genre in several new independent and alternative media like Ozon Magazine.

Alternative media sounds promising, but reality check: What about people who want to professionally pursue artistic photography in general, not necessarily street fashion, professionally, especially young people in this malfunctioning economy of Greece?

Well, these days it's very hard to pursue any kind of profession in Greece (*smiles sadly*). Photography professionals struggle ever since the analog-to-digital transition. Suddenly everybody with no education and no specific skill could take up photography and compete. Film required a very specific skill set. So if you were passionate about it and worked very hard you could live off your art, live off photography.

Being a professional photographer today in Greece means that you must love it very much and that you don't mind if you don't make the rent next month, because it's a very insecure career. This goes for commercial photography.

If we are talking about artistic and conceptual photography, it's a "no"! I mean you can't make a living from your art by exhibiting and selling your photographs. This never was the case in Greece. We only have a couple of photographers who managed that. Today photographers in Greece mainly live from event and wedding photography and to a smaller extend from photojournalism, fashion photography, editorial photography and commercial photography. So, if you want to be an artist, you have to do it in your own free time.

Since you mentioned this analog-to-digital transition, *Φωτογράφος* magazine focuses a lot on digital photography as I see in your special issues for Photoshop for example. Actually that's the case with most of the schools and media in Greece and elsewhere nowadays. Do you feel that everything about photo film has already been said? And if so, is the analog world dead?

Commercially speaking, film is dead. But artistically it isn't. It never died. Maybe everything has already been said and written before, but people want to hear and read about it all over again. In fact, film is basically making a comeback. Take lomography for example. There's a large global community, including Greece, experimenting with lomo and toy cameras. Renowned artists like David Bailey and Pulitzer-Prize winning photographer Jack Dykinga still use film in their work. And many more, even in Greece. Of course, there are only a few, if you compare them to digital photographers. And let's remember that analog cameras are not produced anymore. Not even one company has kept an analog model in their line-up.

So, there is only the option of second hand analog cameras?

Yes. Plus, there are only five to ten photo films that companies decided to keep producing. I still remember the sad moment in 2009 when Kodak announced that they will stop manufacturing Kodachrome, the most iconic film of all times. But still film isn't dead. Especially the aesthetics of film aren't dead. Let's not forget that a big part of the success of Instagram, Instamatic and similar apps lies in the imitation of the aesthetic appeal of iconic films like Fujifilm Velvia. There are a lot of people who still remember and love the traditional process of film photography. They used to be more careful about the moment they pushed the button. The feeling that you had to wait for the development of a film, in order to see what you did. Because now, it's like "click, click, click"! You take millions of photos, most of which are useless. We have a generation that never really got the chance to hold the film or to load a camera!

Well I have to admit that maybe we are part of this generation...

(Bursts out laughing) Maybe you are! I, on the other hand, can remember rolling film during my school years! It wasn't very special then, but now I have learned to appreciate it more. As a matter of fact, we lately see a lot of young people who have grown fond of film through digital and mobile photography and are experimenting with it.

Actually I would say I am part of those then!

See? So, we will never get back to film but we are not ready to let go of it. Not just yet.

*Φωτογράφος (Greek for "Photographer") Magazine-Press Photo Publications is the largest publication house about professional and amateur photography in Greece. It includes a bimonthly issue and some special thematic issues four times a year, while it also has a strong Internet presence with the online magazine Photobusiness and the <http://www.photo.gr/> portal.

„Wenn man eher ein ‚9 bis 17 Uhr‘-Mensch ist, ist die Unternehmensberatung nicht das Richtige!“

Unternehmensberater sind ständig unterwegs, verdienen unanständig viel Geld, machen schnell Karriere und es geht ihnen nur um den eigenen Profit. Freizeit, Familie und die private Entwicklung bleiben dabei auf der Strecke. So die wilden Klischees. Wirklich nur Klischees? Carolin Ruprecht, 26 Jahre alt und Unternehmensberaterin, sagt: „Es ist ein Job, in dem es viele Horrorgeschichten gibt.“

Von Patrizia Reimann

Frau Ruprecht, eine gewisse Stresstoleranz gehört zum Berateralltag dazu. Wie ist es, nicht nur Projekte, sondern auch die eigene Freizeit zu managen?

Carolin Ruprecht: Ich muss schon sagen, dass ich ziemlich viel Freizeitstress habe. Es ist ein großer Zeitaufwand im Voraus immer alles planen zu müssen. Das gefällt mir auch nicht. Ich denke aber, dass diese klare Abgrenzung zwischen Beruf und Freizeit für jeden eine Umstellung ist, der in das Berufsleben einsteigt.

Werden Sie zwischen Job und Privatleben zerrieben?

Da ich unter der Woche eh nicht zu Hause bin, habe ich diesen Konflikt meistens nicht. Während andere Arbeitnehmer abends zum Essen zu Hause sein möchten oder sich mit Freunden treffen, ist es mir nicht so wichtig, ob ich um 18 Uhr im Hotel bin oder eben erst um 21.00 Uhr.

Immer mehr Menschen geht es nicht um die Karriere, sondern um eine ausgeglichene Work-Life-Balance. Ihnen war das bei der Berufswahl anscheinend nicht so wichtig, oder?

Als ich den Job gewählt habe, war mir vollkommen bewusst, dass meine Arbeitsbelastung hoch sein wird und ich keine 40 Stunden die Woche arbeite.

Sondern?

Eher 50 bis 60 Stunden. Natürlich ist es ein Job, in dem es viele Horrorgeschichten gibt. Man ist nur unterwegs, schläft nicht und wird verbrannt. Es gibt auch größere Unternehmensberatungen, die einem Juniorconsultant nach zwei Jahren, ein Jahr freigegeben müssen.

Gibt es Unterschiede zwischen den „großen“ Unternehmensberatungen und Ihrer?

Ich glaube schon, McKinsey oder Ernst & Young werden ganz andere Strukturen haben. Wir sind ein mittelständisches Unternehmen mit 180 Mitarbeitern. Bei uns ist es sehr kollegial, wir unterstützen uns gegenseitig. Es gibt keine spürbaren Hierarchien, wir duzen uns alle und unser Vorstand arbeitet sogar bei uns in den Projekten mit. Da spielt die Größe des Unternehmens mit Sicherheit eine Rolle.

Unternehmensberater haben einen Ruf als Durchlauferhitzer, an der Spitze wird hart ausgesiebt. Wie empfinden Sie das?

Natürlich musst du gut sein und das kristallisiert sich auch schnell heraus. Wenn man weder mit den Kunden umgehen kann, noch effizient und schnell arbeitet, wird man die ersten paar Monate nicht überleben.

Ist das ein Lebensabschnitt auf der Überholspur?

Im Moment schon, aber sehr überraschend. Nach nur sechs Monaten haben sich für mich neue Perspektiven eröffnet, die Richtung Personalverantwortung gehen. Das ist unglaublich und ich freue mich sehr darüber.

Welchen Tipp würden Sie Studenten geben, die in der Unternehmensberatung arbeiten möchten?

Man muss sich darüber im Klaren sein, dass man viel arbeitet und viel unterwegs ist. Das wird immer der Fall sein. Wenn man eher ein '9 bis 17'-Uhr Mensch ist, ist die Unternehmensberatung nicht das Richtige. Es ist aber auch ein sehr lehrreiches und vielfältiges Arbeitsumfeld. Gerade für junge Menschen, die frisch von der Uni kommen, kann das eine sehr große Chance sein.

Arbeit in der Unternehmensberatung, Traum oder Alptraum?

Für mich ist es ein Traum!

„Wenn ich nicht mein Leben geben würde für meine Kameraden in einer Ernstsituation, dann wäre ich nicht zur Bundeswehr gegangen“

Stube statt WG, Truppenküche statt Mensa – Lena-Marie Diepholz (Name geändert) hat sich für die Bundeswehr entschieden.

Von Patrick Hagedorn

Vor wenigen Tagen hast du einen Text bei Facebook gepostet. Die letzten Zeilen waren: „Ein Soldat vergisst alles, im Falle des Falles auch den eigenen Namen.“ Woher stammt der Text und was bedeutet er für dich?

Lena-Marie Diepholz: Das ist aus dem Lied „Meine Soldaten“ von Maxim. Ich fand die Textzeilen ziemlich interessant. Ich habe mich nicht genau damit auseinandergesetzt (denkt kurz nach). Das bedeutet, dass ein Soldat manchmal sein Leben geben muss.

Würdest du im Falle des Falles dein Leben geben für... ja für was eigentlich?

Wenn ich nicht mein Leben geben würde für meine Kameraden in einer Ernstsituation, dann wäre ich nicht zur Bundeswehr gegangen.

Also haben deine Kameraden einen ähnlichen Stellenwert wie deine Familie?

Die Leute kenne ich jetzt erst ein paar Monate, doch sind sie mir extrem wichtig geworden. Den Zusammenhalt kann man kaum beschreiben, aber man kann sagen es ist wie eine zweite Familie, ja.

Du bist eine von ca. 18 000 Soldatinnen. Wie kam es zu dieser Entscheidung?

Ich hab immer schon gemerkt, dass ich ein Mensch bin, der Abwechslung braucht und sich aktiv beteiligen muss. Polizei, Zoll und auch Bundeswehr ging mir durch den Kopf. Mich hat fasziniert Deutschland zu schützen, also das Patriotische dahinter. Wie jetzt bei der Hochwasserkatastrophe sich für die Bürger einzusetzen, einfach anpacken und helfen.

Du hast fünf Schwestern. Wie fanden die deine Entscheidung zur Bundeswehr zu gehen und was haben deine Eltern dazu gesagt?

Meine Mutter hat mich sowieso immer unterstützt. Bei meinen Schwestern war es komplett verschieden. Die einen haben mich angemotzt und haben mich gefragt, ob ich auf Frauen oder Kinder schießen würde. Meine Antworten fanden sie nicht so prickelnd. Meine anderen Schwestern haben gesagt, sie bewundern es, dass ich mich in so eine Horde Männer reinbebe.

Frauen gibt es so richtig erst seit der Jahrtausendwende bei der Bundeswehr. Wo siehst du gegebenenfalls Vorteile oder Nachteile?

Ein Nachteil ist, dass Frauen sportlich nicht mit den Männern mithalten können. Wenn bei Märschen eine Frau dabei ist, die nicht mehr kann, dann wird Krankentransport gemacht. Da leiden natürlich die anderen Kameraden drunter.

Ist dir das selbst schon passiert?

Nein, ich setze bestimmte Anforderungen an mich selber. Ein Vorteil ist aber, das Frauen gut fürs Gruppengefüge sind. Wir haben so hausfräuliche Dinge eingeführt, dass wir einen Kuchen backen, wenn einer Geburtstag hat. Da wär' sonst kein Schwein drauf gekommen. (lacht)

Inwieweit hat dich die Zeit, die du bisher beim Bund verbracht hast verändert?

Sie hat mich auf jeden Fall schon geprägt. Ich gehe an viele Dinge ernster heran. Ich nehme mein Umfeld anders wahr. Was manche Dinge angeht bin ich ein Klugscheißer geworden.
(lacht)

Hast du Beispiele, die das illustrieren?

Puuh, da hätte ich jetzt gerne meine Schwestern neben mir sitzen. Mir fällt gerade nichts ein. Ich sage weniger als meine Familie, dass ich mich verändert habe. Was manche Dinge angeht bin ich ein Klugscheißer geworden (lacht). Wenn jemand den Unterschied zwischen „vollständig“ und „vollzählig“ nicht kennt, mosere ich herum.

Die 21-jährige Bergisch-Gladbacherin studiert Politikwissenschaften bei der Bundeswehr. Sie ist Obergefreite bei der Luftwaffe und zivil die zweitjüngste von sechs Schwestern. Insgesamt dauern ihre Ausbildung, das Studium und der anschließende Dienst dreizehn Jahre. Stationiert ist sie in Fürstenfeldbrock, nahe München. Ihren Freund hat sie auch hier, bei der Bundeswehr kennen gelernt. Liebevoll nennen sich die beiden augenzwinkernd in bester Soldatenmanier beim Nachnamen.

„Ich gucke immer, ob die Wunden im Tatort gut gemacht sind“

Die Münsteraner Maskenbildnerin Simone Bunjes über ihre Arbeit, indische Haaropfer und warum sie dem Zeitgeist zum Trotz das Theater dem Filmset als Arbeitsplatz vorzieht.

Von Isabel Jarosch

Simone, was muss eine Maskenbildnerin können?

Sie muss kreativ sein, Ideen haben, improvisieren können, und vielfältig handwerklich tätig sein.

Welche Aufgaben habt ihr?

Wir machen Formenbau, das heißt wir stellen Gesichtsteile und Dummies aus Gips oder Silikon her, wir schminken Wunden und Narben, machen Darsteller älter, frisieren, knüpfen Perücken, Bärte und Koteletten.

Wie lange dauert so etwas, vom Entwurf bis zur Fertigstellung?

An einer kompletten Perücke beispielsweise arbeitet man ungefähr 40 bis 50 Stunden, weil die Haare alle einzeln verarbeitet werden müssen.

Sind das echte Haare?

Ja, die kann man bestellen, meist ist das asiatisches Haar. In Indien zum Beispiel werden Haare geopfert.

Was macht dir am meisten Spaß?

Mir macht eigentlich alles Spaß. Wenn ich lange keine Perücke geknüpft hab, freue ich mich, wenn ich das mal wieder machen darf, und Vorstellungsdienst macht auch Spaß. Auch wenn man sich da nach mehreren Abenden hintereinander auch sehr über eine Pause freut... Dass man so viele unterschiedliche Sachen machen kann ist ja gerade das Interessante am Job.

Also würdest du die Arbeitszeiten als größten Nachteil an deinem Beruf bezeichnen?

Vor allem, dass man nicht planen kann. Wir kriegen die Dienstpläne immer drei Wochen im Voraus, und man kann nicht sagen, mir fällt die Decke auf den Kopf, ich will jetzt ein Wochenende wegfahren. Das ist so spontan nicht möglich. Wenn man Vorstellung hat, hat man Vorstellung.

Wäre das beim Film oder Fernsehen anders?

Naja, am Theater hast du einen sicheren Job, auch wenn die Arbeitszeiten wechseln. Wenn du für einen Film arbeitest, ist das immer begrenzt, dann hast du für drei Monate oder so deinen Job, und bist da Tag und Nacht involviert, danach musst du dir aber wieder eine neue Stelle suchen.

Bei Filmen müssen die Maskenbildner außerdem das komplette Drehbuch gelesen haben. Wie genau müsst ihr euch mit den Stücken beschäftigen?

Es ist schon gut, wenn man weiß, was passiert und wie die Charaktere sind. Aber man kriegt auch Figürinen, also Bilder, von den Ausstattern. Die denken sich aus, wie die Figuren aussehen sollen, und danach arbeiten wir.

Habt ihr dann trotzdem gestalterischen Freiraum?

Kommt auf den Ausstatter an. Es gibt welche, die ganz klar vorgeben, was sie haben wollen und oft vorbeikommen und kommentieren, und es gibt auch Ausstatter, die sagen: Mach mal, ihr macht schon was Schönes. Da kann man dann freier arbeiten.

Wodurch werdet ihr inspiriert?

Man guckt schon mit offenen Augen. Gerade wenn es ums Improvisieren geht oder wenn man Sachen basteln soll, können das auch mal Materialien sein, die man zufällig im Baumarkt entdeckt.

Also spielt dein Job auch in deinen Alltag hinein. Guckst du auch auf die Maske, wenn du zum Beispiel privat fernsiehst?

Ja, ich gucke immer auf die Haare, Frisuren, oder ob zum Beispiel die Wunden im Tatort gut gemacht sind. Einmal wusste ich sofort, dass die Wunde von einem Nahschuss kam, die klaffen so sternförmig auseinander. Und das muss ich dann auch kommentieren. (*lacht*)

Simone Bunjes, 28, ist seit drei Jahren Maskenbildnerin am Theater Münster. Sie ist durch ein Praktikum auf den Beruf aufmerksam geworden und hat nach der notwendigen Friseurausbildung eine Ausbildungsstelle in Münster bekommen. Momentan macht sie unter anderem die Maske bei den Stücken „Antigone“, „Das Geheimnis des Edwin Drood“ und der Oper „Tosca“.

„Ich wollte nicht in Ungarn bleiben.“

Die junge Ungarin Immakuláta Avolió (20) über die Situation junger Menschen in Ungarn, Knebelverträge für Studenten und die Entscheidung dem Heimatland den Rücken zu kehren.

Von Julia Wilms

Du bist derzeit hier in Deutschland auf Ausbildungssuche. Warum hast du dich gegen ein Studium bzw. eine Ausbildung in deinem Heimatland entschieden?

Immakuláta Avolió: Erst mal wollte ich auf jeden Fall studieren, aber in Ungarn werden die Studenten, die das Studium staatlich finanziert bekommen, durch einen Vertrag verpflichtet. Und das ist so, dass wenn man zum Beispiel 3 Jahre studiert, man genau das Doppelte, also sechs Jahre anschließend in Ungarn arbeiten und darüber innerhalb von zwanzig Jahren einen Arbeitsnachweis erbringen muss, dass man für das Heimatland gearbeitet hat. Und ich wollte nicht in Ungarn bleiben, weil ich ja auch zweisprachig die ganze Zeit aufgewachsen bin und es mir in Deutschland einfach besser gefallen hat. Zudem sind in Ungarn die Ausbildungen auch anders, da bekommt man während der Zeit so gut wie gar kein Geld für das Arbeiten und deshalb habe ich mich auch entschlossen, in Deutschland eine Ausbildung zu machen.

Was bedeuten die Verträge für die Studenten, auch unter Berücksichtigung der Tatsache, dass man die gesamten staatlich finanzierten Studiengebühren zurückbezahlen muss, wenn man vorzeitig ins Ausland möchte?

Für die, die sich sowieso ein Leben in Ungarn vorgestellt haben, ist das nicht schlimm, aber die, die ins Ausland wollen oder zumindest mit dem Gedanken spielen, müssen das Studium dann selbst bezahlen. Ich habe bei einer ehemaligen Klassenkameradin nachgefragt, die jetzt selbst studiert, sie muss pro Semester umgerechnet ca. 500 Euro zahlen. Das können sich viele nicht leisten.

Welche Perspektive haben die jungen Menschen denn in Ungarn?

Die Jugendarbeitslosigkeit ist sehr hoch und die Arbeitsplätze sind auch oft unterbezahlt. Das ist auch der Grund, warum so viele ins Ausland wollen, um dort zu arbeiten. Vor allem wenn sie eine Familie gründen oder unterhalten wollen, ist es schwierig.

Wenn du der Regierung von Viktor Orbán eine Empfehlung geben könntest, was geschehen müsste, damit sich die Situation für die jungen Ungarn bessert, welche wäre das?

Die Ausbildungen müssten besser geregelt sein und die jungen Menschen müssten mehr unterstützt werden. Es müsste gewährleistet sein, dass die Auszubildenden und Arbeitnehmer auch von den Unternehmen besser bezahlt werden, damit sie einerseits genug zum Leben haben und andererseits auch einfach das bekommen, was sie verdienen und nicht ausgebeutet werden. Sonst wird er immer mehr Bürger verlieren, die ins Ausland gehen.

Wie schwer fällt dir die Entscheidung, deine Heimat zu verlassen?

Es fällt mir leicht, die Entscheidung zu treffen, nach Deutschland zu gehen, da ich hier auch Verwandte und Freunde habe und auch sehr offen bin und es mir leicht fällt, neue Kontakte zu knüpfen.

Mit Blick in die Zukunft, ist eine Rückkehr nach Ungarn ausgeschlossen?

Momentan lebe ich zwischen zwei Ländern. Das ist nicht so schön, ich muss mich also entscheiden! Solange meine Familie noch in Ungarn lebt werde ich natürlich zurückkehren und sie besuchen. Aber ich stelle mir meine Zukunft hier in Deutschland vor.

„Ich war erst ein Verfechter von G8“

Vor drei Jahren wurde die Schulzeit am Humboldt-Gymnasium Bad Pyrmont im Zuge der G8-Reform um ein Jahr verkürzt. War das für die Schüler wirklich von Vorteil? Zeit, dass die Schulleiterin Claudia H. Bilanz zieht. Grund zur Debatte gibt es schließlich erneut – laut den Ergebnissen der UNICEF-Studie zur Lage der Kinder in Industrienationen gehören Deutschlands Kinder aufgrund von zu viel Leistungsdruck zu den unglücklichsten.

Von Kristina Siebert

Zu viel Leistungsdruck macht die Schüler immer unglücklicher. Was empfinden Sie als Schulleiterin, aber auch selbst als Mutter von zwei Kindern, wenn Sie so etwas lesen?

Claudia H.: Generell stehe ich solchen Studien eher etwas skeptisch gegenüber. Ich will nicht sagen, das ist Meckern auf hohem Niveau, aber es gibt Kinder in Entwicklungsländern, die unter viel schlimmeren Bedingungen aufwachsen. Insofern blutet mir das Herz da nicht so wirklich, was nicht heißt, dass man das nicht ernst nehmen muss.

Viele kritisieren, dass vor allem G8 schuld an dem Leistungsdruck sei. Wie stehen Sie dazu?

Das sehe ich anders. Wenn es gut gemacht ist, hat G8 da nichts mit zu tun.

Wurde es denn gut gemacht?

Ich glaube, das Problem ist, dass man es nicht sorgfältig genug geplant hat. Auch mit Blick auf die Inhalte, man hätte die stärker an das Alter der Schüler anpassen und auch reduzieren müssen.

Und welche Folgen hat das nun für die Schüler?

Wir beobachten schon, dass insofern Druck da ist, weil der Nachmittagsunterricht dadurch zugenommen hat. Es ist mehr Zeit, die in der Schule verbracht wird und darunter leidet natürlich auch der private Bereich. Für unsere Schüler ist es schon ein Wechsel, wenn sie sich nicht mehr so stark in den Vereinen oder Ähnlichem engagieren können. Da hätte man im Lehrplan kürzen können. Man hätte auch so ein System einführen können wie in Rheinland-Pfalz, da gibt es sowohl G8 als auch G9-Schulen und die Eltern und Kinder können selbst wählen. Also man hätte es mit weniger Kollateralschäden durchsetzen können und ich glaube, das hat auch dazu geführt, dass diese ganze Diskussion wieder entbrannt ist, ob man wirklich bei G8 bleiben soll oder nicht.

Wenn Sie das entscheiden könnten, würde am Humboldt-Gymnasium das Abitur nach acht oder neun Jahren abgelegt werden?

Ich habe meine Meinung geändert. Ich war erst ein Verfechter von G8, weil ich dachte, die Schüler haben so bessere Berufsperspektiven, aber viele nutzen das Jahr gar nicht aus. Unter den Voraussetzungen, die wir hier bei uns stattdessen feststellen, nämlich die Verdichtung der Schulzeit auf den Nachmittag oder auch die rückläufige Belegung der AGs, würde ich inzwischen G9 wählen. Aber ich würde mir auch so ein System wie in Rheinland-Pfalz wünschen. Trotzdem will ich dadurch nicht den ganzen Leistungsdruck an G8 festmachen, ich denke, das ist nur ein kleiner Baustein für einige Schüler.

Was müsste sich dann außerdem ändern, damit das Ergebnis der nächsten Studie besser ausfällt?

Ich denke, dass der ganze Druck vor allem hausgemacht ist, bewusst oder unbewusst. Aber viele dieser Ängste, die Kinder haben, sind auch durch Eltern erzeugt. Ich will das jetzt gar

nicht mal als Kritik sagen, aber die Sorgen der Eltern übertragen sich halt auf die Kinder. Mein Tipp wäre, dass die Eltern das alles etwas gelassener angehen sollten.

Ganz generell, was entscheidet, ob die Schüler glücklich sind oder nicht?

Familienzusammenhalt, Freunde und ob man sozial eingebettet ist, sind für mich wichtige Kriterien.

„Allein im Mittelalter“

Mit über 40 zurück in den Hörsaal: Norbert Bangert (45) hat als gestandener Journalist und Familienvater den Schritt zurück an die Uni gewagt. Mit Tim Kühne spricht er über Berührungängste, Verwechslungen und die Notwendigkeit, sich seiner Rolle als Lernender bewusst zu werden.

Von Tim Kühne

Warum die Entscheidung, mit über vierzig noch zu studieren?

Norbert Bangert: Meine Eltern wollten, dass ich nach dem Abitur erst einmal einen ‚vernünftigen‘ Beruf erlerne. Ich habe aber früh meine Vorliebe fürs Schreiben entdeckt. Nachdem ich einige Zeit als freiberuflicher Journalist tätig war, hatte ich das Gefühl, in eine Sackgasse geraten zu sein. Ich habe mich dann auf eine Stelle als Redakteur beworben. Die war aber nur mit einer entsprechenden Qualifikation zu bekommen. Und die hatte ich nicht.

Was haben Kollegen von dir zu diesem Schritt gesagt?

„In deinem Alter? Das ist mutig!“ Aber diese Entscheidung ist zu einem Zeitpunkt gefallen, als das Zeitungssterben längst spürbar war. Man merkte schon, dass die Verunsicherung auch aufseiten der Kollegen wuchs.

Nun studierst du mit Hunderten von 20-Jährigen. Waren manche anfangs unsicher, ob sie dich duzen oder siezen sollten?

Ja, absolut! Ein Kommilitone hat bis heute Schwierigkeiten, mich zu duzen. Ich habe das immer bezeichnet als „allein im Mittelalter“. Weil ich ja einerseits Geschichte studiere und andererseits der Einzige bin, der im mittleren Alter ist. Einmal hielt mich sogar eine Dozentin für eine Art Verwaltungschef, der ihr den Schlüssel für einen Raum besorgen könnte.

Tatsächlich sind viele Dozenten jünger als du. Hast du damit Probleme?

Die Rollenverteilung ist ja von Anfang an klar: Ich bin der Student, da vorne steht der Dozent. Da herrscht teilweise eher Verunsicherung seitens der Dozenten. Ich muss dann schon auf die zugehen – wie auch auf die Kommilitonen. Das ist meine Verpflichtung, dass ich vielleicht mehr als andere auf Leute zugehen und sagen muss: „Hey, ich bin einer von euch und bin auch hier, um etwas zu lernen.“

Fühlst du dich als Student oder hast du eher das Gefühl, zwischen zwei Stühlen zu sitzen?

Ich merke schon, wie ich in zwei Welten lebe. Sobald ich aus dem Hörsaal raus bin, wechsele ich ins Familienleben. Beispiel O-Woche: Da habe ich durchaus versucht, alles mitzumachen. Ich habe aber auch gemerkt, dass man das nicht mit Gewalt machen muss.

Hast du manchmal den Impuls, einem jungen Studenten einen väterlichen Rat mitzugeben?

Der ist permanent vorhanden. Ich bin aber auch permanent dabei, ihn zu unterdrücken. Das sind Dinge, die man unterlassen sollte.

Meinst du, dass deine Berufspraxis im Studium eher förderlich oder hinderlich ist?

Das ist eine schwierige Frage. Förderlich, weil ich dadurch in der Lage bin, das Gesagte direkt an der Praxis zu überprüfen. Es ist aber auch immer wieder eine Herausforderung, als 45-Jähriger alles Wissen erst einmal auszublenden und sich auf etwas Neues einzulassen. Das ist aber auch das Spannende am Studium.

Hättest du lieber schon früher studiert?

Ich merke schon, dass ich etwas verpasst habe. Ich hätte es gerne als 20-Jähriger erlebt. Denn wie gesagt, man ist zwar irgendwo Teil des Studienlebens, aber nicht voll drin.

Wenn dir jetzt dein Traumjob angeboten würde, würdest du das Studium wieder beenden?

Egal was kommt, das Studium mache ich fertig!

Norbert Bangert absolvierte nach dem Abitur eine Ausbildung zum Bürokaufmann und war anschließend festangestellt und freiberuflich im EDV-Bereich tätig. Ab 2003 begann der verheiratete Familienvater, nebenbei als Journalist zu arbeiten, bevor er 2006 vollständig in diesen Beruf wechselte. Im Sommer 2012 entschloss er sich, mit 44 Jahren doch noch ein Studium zu beginnen. Aktuell studiert er im zweiten Semester Geschichte und Kommunikationswissenschaft an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Unter mehr als 600 Kommilitonen in seinem Jahrgang ist er mit Abstand der älteste.

Gesamtschule gleich „Gleichmacherei“?

Nachdem in Hürth eine durch den Stadtrat initiierte Befragung der Eltern zu dem eindeutigen Ergebnis geführt hat, dass eine Gesamtschule gefordert wird, hat die Stadt entsprechende Planungen für einen Neubau direkt neben dem Albert-Schweitzer-Gymnasium eingeleitet. Der stellvertretende Schulleiter des ASG Alfred Schäfer, spricht im Interview über das Projekt und seine persönliche Bewertung des Gesamtschulkonzeptes als Modell zur sozialen Integration.

Von Delia Träger



Foto: Birgit Lehmann

Herr Schäfer, eine neue Gesamtschule als Konkurrenz direkt neben dem ASG. Welche Gefühle löst das bei einem Lehrer aus, der mit „Herz und Seele“ Gymnasiallehrer ist?

Der politische Kampf „dreigliedriges Schulsystem oder Gesamtschule“ wurde schon in den 80er-Jahren gekämpft. Das war eine ideologische Frage. Die Verhältnisse haben sich aber geändert. Es gibt vermehrt Kinder an den Gymnasien, die Probleme mit ihrem Elternhaus haben. Diesen Problemen kann an Gesamtschulen mit Sozialarbeitern und Schulpsychologen besser begegnet werden.

Glauben Sie, dass sich die Zeiten der reinen Gymnasien dem Ende neigen?

Ich werde alles dafür geben, dass dies nicht der Fall sein wird. Ich habe aber auch keine Angst vor dem Neubau. Wir hatten dieses Jahr 205 Neuanmeldungen am ASG. Ob die fünfte Klasse 5- oder 6-zügig fährt, ist im Endeffekt irrelevant. Es ist für das Niveau an den Gymnasien eher von Vorteil. Das ist meine feste Überzeugung.

Sie haben Kinder mit Problemen im Elternhaus angesprochen. Solche Probleme wirken sich oft negativ auf die schulischen Leistungen aus. Wenn eine Schulform die „Starken“ und die „Schwachen“ zusammenbringt, bleiben dann die „Starken“ unter ihren Möglichkeiten, während nur die „Schwachen“ profitieren?

Ich persönlich glaube nicht daran, dass man gleichzeitig die Schwachen fördern und die Starken fordern kann. Das wäre der Idealfall. Selbst an der Gesamtschule muss letztendlich differenziert werden.

Was antworten Sie einem Gegner des Gesamtschulkonzeptes, der darin eine „Gleichmacherei“ sieht?

Das ist das ewige Totschlagargument: Gesamtschule gleich Gleichmacherei! Wird es schlecht umgesetzt, ist es sicherlich so. Ich bin aber der Überzeugung, dass man von den Fehlern, die in den bereits länger bestehenden Gesamtschulen gemacht worden sind, gelernt hat. Bei neuen

Projekten wie diesem in Hürth wird man den Kindern gleichermaßen gemeinsam gerecht werden.

„Den Kindern gemeinsam gerecht werden“. Wie ist ihre Einschätzung dazu, dass die Gesamtschule einen Beitrag leisten kann zur sozialen Integration und zur Überwindung der sozialen Spaltung?

Sicher ist das der politische Wille. Jedoch wirken auch die Gymnasien integrativ. Die Gesamtschulen sind aber personell und räumlich oft besser ausgestattet, so dass beispielsweise die Inklusion an Gesamtschulen meist besser umgesetzt werden kann.

Schauen wir zu einer anderen Schulform im dreigliedrigen Schulsystem, zur Hauptschule. Schmoren dort die „Schwachen“ „im eigenen Saft“?

Das mag früher gestimmt haben. Das psychologische Problem lautet heute: Hauptschule gleich Restschule. Daraus ergibt sich schon ein gewisses Aggressionspotenzial.

Wo würden Sie denn Ihr Kind hingeben, wenn es eine Empfehlung für das Gymnasium und die Gesamtschule bekommen hätte?

Ich würde mein Kind an einem Gymnasium anmelden, würde aber, wenn gewisse Einschränkungen da sind, durchaus eine Gesamtschule in Betracht ziehen.

„Sich zu Besaufen, ist hier Tradition“ – Finnland aus der Sicht eines Ausgestoßenen

Niko Pitkänen (Name geändert) ist 1991 in Jyväskylä im Norden Finnlands geboren und lebt auch heute, 22 Jahre später, immer noch dort. Da er nie einen richtigen Job finden konnte, bewältigt er seit einigen Jahren seinen Alltag mit staatlichen Hilfen. Im Folgenden gibt er einen Einblick in seine Lebenswelt und teilt seine Gedanken zur gegenwärtigen Lage der Nation.

Von Marius Lauff

Wie würdest du deine Stellung in der Gesellschaft beschreiben?

Niko Pitkänen: Ich gehöre zu einer Gruppe „Ausgestoßener“. Als ich zwischen 10 und 14 Jahren alt war habe ich überhaupt nicht mehr in der Schule aufgepasst, viele Stunden geschwänzt und natürlich schlechte Noten bekommen. Der Unterricht war zu der Zeit einfach völlig uninteressant. Dummerweise kann man ohne einen guten Abschluss keinen der heißbegehrten Studienplätze erhalten und es wird noch schwerer, einen Job zu finden. Gut zwei Drittel meiner Generation haben keinerlei geregeltes Einkommen. Dieses Jahr wurden sogar die Zuschüsse für Studierende gekürzt, sodass man nicht mal mehr die Miete bezahlen kann und man gezwungen ist, während des Studiums zu arbeiten.

Du lebst also von Sozialhilfe?

Das Geld vom Staat ist keinesfalls sicher. Da gibt es etliche bürokratische Kniffe, um die Zahlungen zu verzögern oder gar zu streichen. Wenn das passiert, ist man völlig aufgeschmissen.

Was hältst du von der Gesellschaft in Finnland?

Der Drogenkonsum hat in den letzten Jahren dramatisch zugenommen. Ich kenne kaum jemanden, der noch nie welche genommen hat. Ich habe viele gute Freunde gesehen, die durch solche Spielereien ihr Leben zerstört haben.

Und mit Drogen meinst du wohl sicherlich keinen Alkohol?

Richtig, der Alkohol ist ohnehin viel verwurzelter in Finnland. Sich zu besaufen, ist hier eine regelrechte Tradition. Auch da kenne ich einige, die praktisch ständig im Delirium sind, nur ein paar Jahre älter als ich. Wenn die nicht trinken, bekommen sie Halluzinationen und anderen Scheiß. Könnten jeden Moment sterben. Die Jüngeren konzentrieren sich jedoch eher auf andere Drogen.

Wie steht es um die Kriminalität?

Ich schätze, dass gut ein Drittel in meiner Stadt wirklich abhängig ist. Entsprechend viele versuchen dann auch selbst zu dealen. Wenn das nicht reicht, fangen sie mit dem Klauen an. Ich selbst habe etwa mit 15 Jahren angefangen zu kiffen. Habe seither so ziemlich alles ausprobiert, was man in Finnland kriegen kann. War aber alles nicht mein Ding. Stattdessen habe ich dann viel Stoff verkauft. Da hatte man schon mal 50 Gramm reines Ecstasy irgendwo rumliegen.

Nun haben wir viel über deine Generation gesprochen. Wie steht es um den Rest Finnlands?

Die Finnen sind ziemlich übellaunig. Jeder braucht Abstand zum anderen und kaum einer erträgt es sich im Bus neben einen Fremden zu setzen.

Ein Volk von Einzelgängern?

Ja, so ziemlich. Andererseits legt man einen großen Wert auf Familie und Freunde. Der Unterschied zwischen dem eigenen zu Hause und der Öffentlichkeit könnte nicht größer sein. Das wird besonders deutlich im Umgang mit allem, was nicht aus Finnland kommt. Es herrscht ein starker Rassismus. Das regt mich am meisten auf. Aber wen wundert all der Hass, wenn man in unserem Erbgut sogar ein Gen gefunden hat, dass uns beim Trinken besonders aggressiv macht.

Das ist eine interessante Vorstellung.

Ich verarsch dich nicht! Der Scheiß ist bewiesen!

Wie stehst du denn zur finnischen Politik?

Die ist verdammt nochmal bescheuert, alles fette Rassisten. So bekommen Migranten zum Beispiel gut das Dreifache an Sozialhilfe wie andere Bürger, ohne dass sie irgendetwas beigetragen hätten. Nur dafür, dass sie hier leben. Wer von hier kommt, den macht das natürlich fertig und sie sehen einfach keine Zukunft für sich, keinen Platz in der Gesellschaft.

Und du hast nichts gegen die Immigranten?

Nein, überhaupt nicht. Ich verabscheue dieses ganze Schubladendenken und die Diskriminierung. Aber ich meine, dass sich der Staat zuerst um seine eigenen Bürger kümmern sollte, sonst ist doch auch niemandem geholfen.

Also gibst du allein den Politikern die Schuld?

Genau. Aber die ganze Gesellschaft läuft in eine falsche Richtung. Und ich denke, dass passiert nicht nur hier. Alles wird einfach immer teurer und soll noch teurer werden. Es ist schon paradox: Wir haben das beste Internet zu den günstigsten Konditionen in ganz Europa, aber Grundnahrungsmittel und ein Dach über dem Kopf kosten ein Vermögen. Wenn man studiert, wird es sogar schlimmer, da man fast alle Sozialhilfen verliert. Mein jüngerer Bruder etwa hat ein sehr erfolgreiches Studium hinter sich und ist angestellt. Dafür bleiben ihm aber nur 30€ jeden Monat, die er ausgeben kann. Und jetzt will ein Politiker sogar sämtliche Hilfen für Studierende streichen, dann könnte man nur noch studieren, wenn einem irgendein Gönner die Miete zahlt.

Das hört sich alles wahnsinnig deprimierend an. Gibt es denn gar nichts Positives?

Nun, das Beste ist wohl der Sommer. So hoch im Norden sind die Jahreszeiten derart extrem. Da sind alle plötzlich für 3 Monate unglaublich gut gelaunt, nur um im Winter wieder vor sich her zu grummeln. Was mich persönlich angeht, so habe ich wohl eine Chance auf eine Stelle als Lehrling. Nächste Woche werde ich dafür auf dem Bau anfangen.

Das Interview wurde auf Englisch geführt.

„Schnell auf die Beine kommen und dann schnell wieder angreifen!“

Volleyball-Bundesligistin Sina Fuchs vom USC Münster spricht über ihre Verletzung und die Zeit nach der Saison

Von Brigitte Lieb

Euer Training hat vor kurzem wieder angefangen. Wie hast du die freie Zeit bis dahin genutzt?

Sina Fuchs: Ich hatte Uni, teilweise auch ein bisschen frei und habe wegen der OP im März ein bisschen Muskelaufbau und dann noch Krafttraining gemacht. *(Bei Sina hatte sich im Januar dieses Jahres nach einem Kreuzbandriss im Jahr 2010 wieder dasselbe Kreuzband gelockert.)*

Name:	Sina Fuchs
Alter:	20
Größe:	1,80 Meter
Position:	Außen/ Annahme
Erster Verein:	SCU Lüdinghausen
Beitritt beim USC:	2006

Wie stark bist du denn jetzt belastbar, kannst du wieder spielen?

Nee, spielen darf ich nicht. Ich bin jetzt zwar wieder mit Joggen angefangen und mache Krafttraining, aber da ist dann leider auch schon die Grenze.

Einige deiner Mitspielerinnen aus der Saison 2012/13 haben die Mannschaft verlassen.

Wie hast du darauf reagiert? War das absehbar?

Also bei manchen war es schon absehbar, aber dass es jetzt so viele auf einmal sind, hätte ich nicht gedacht! Es waren nur noch zwei Verträge, die über die Saison noch hinauslaufen *(Das sind die Verträge von Linda Dörendahl und Sarah Petrausch)*. Und bei den Großen wie Hana oder Lonneke war es schon ein wenig zu erwarten, da unsere Saison nicht so gut verlaufen ist. Bei manchen steht es ja auch noch gar nicht richtig fest.

Bekommt ihr von den Verhandlungsgesprächen etwas mit?

Eigentlich gar nichts. Ich weiß, dass bestimmt noch einige zu uns stoßen werden und natürlich bin ich auch gespannt, wer so kommt, dennoch konzentriere ich mich jetzt auf mich und auf die Uni.

Wie du schon erwähnt hast, studierst du noch nebenbei. BWL war das?

Ja, richtig.

Wie bekommst du denn überhaupt Bundesliga und Studium unter einem Hut?

(Schmunzelt) Ja, das ist eine gute Frage. Also jetzt hab ich ja ein bisschen mehr Zeit dadurch, dass ich verletzt bin. Aber sonst ist es mit der Uni so, dass ich Klausuren verlegen lassen kann, wenn wir an dem Tag ein wichtiges Spiel haben. Also das läuft ganz gut. Und für das Training lege ich meine Uni-Zeiten meistens so, dass es passt. Aber wenn es dann nicht geht, ist das auch nicht weiter schlimm. Dann kläre ich das mit meinem Trainer, der ja auch weiß, dass ich noch was anderes mache außer Volleyball.

Und gibt es abgesehen von Volleyball noch andere Sportarten, die du in deiner Freizeit machst?

Wenn ich noch Zeit hätte, würde ich bestimmt nochmal anderen Sport machen. Ich finde Handball ganz interessant, ist ja durch den Teamsport ähnlich wie Volleyball. Ob ich das irgendwann ausübe, denke ich eher nicht, aber das guck ich mir gerne an.

Was ist dein persönliches Ziel für die nächste Saison?

Erst einmal die OP im August gut überstehen und viel Reha machen. Ich denke, dass ich vielleicht in der Rückrunde wieder dabei sein, aber wahrscheinlich noch nicht spielen kann. Das ist ja auch schon mein zweites Kreuzband, da bin ich dann vorsichtiger. Also auf jeden Fall schnell auf die Beine kommen und dann schnell wieder Angreifen!

„Ein Hauptkampf ist das Ziel“

Kickboxen: Modedesignerin Marie Lang startet in München im Vorprogramm von Weltmeisterin Dr. Christine Theiss und siegt

Marie Lang hat das Boxen in der Lemgoer Sportschule Tosa Inu gelernt. Jetzt trat die Lemgoerin im Vorkampf von Weltmeisterin Dr. Christine Theiss in München im Rahmen von Stekos ranboxen auf Sat1 an.

Von Kerstin Klocke



Marie Lang. Foto: Privat

Sie waren erfolgreicher als Weltmeisterin Dr. Christine Theiss, die ihren Kampf verloren hat. Wie haben Sie das Geschehen empfunden?

Marie Lang: Ich saß mit meiner Familie und Freunden im Publikum und war total überrascht, als Christine zu Boden ging. Es war ein absolut spannender Kampf mit verdienter Siegerin. So ist der Sport.

Nach der Niederlage von Theiss, wie war die Stimmung im Team?

Die Stimmung war natürlich dementsprechend gedrückt. Als ich in die Umkleide kam, war der Organisator Mladen Steko noch ziemlich durch den Wind. Mit so einem Kampf hatte keiner so richtig gerechnet, wir wollten eigentlich noch feiern gehen. Schade fand ich, dass der gewonnene WM-Titel von Julia Irmen total in den Hintergrund rückte.

Wie lief denn ihr Kampf in München?

Super! Ich habe mit 3:0 Punktrichterstimmen gegen die Schweizerin Livia Leu gewonnen und war absolut zufrieden mit meiner Leistung, auch wenn ich mich natürlich über einen K.O.-Sieg gefreut hätte.

Können Sie sich auch vorstellen, Profi-Boxerin zu werden, oder sind Sie lieber Modedesignerin?

Ich möchte im Modebereich weiterarbeiten, trotzdem ist das Kickboxen ein großer Teil von mir. Wir werden sehen, was die Zeit mit sich bringt.

Sie traten im Vorkampf an. Können Sie sich auch vorstellen, einmal einen Hauptkampf zu bestreiten?

Das ist natürlich das Ziel jedes Kickboxers, wenn die Zuschauer zu solch' einer großen Veranstaltung kommen, um einen Kampf zu sehen. Auf der Fight Night in

Bad Salzuflen hatte ich schon einmal einen der Hauptkämpfe, das war ein tolles Gefühl und ich hoffe, dass bald wieder dazu kommt.

Irmen und Theiss haben die Hauptkämpfe bestritten, läuft ihre Vorbereitung anders ab?

Julia und Christine sind Berufssportlerinnen. Die Beiden trainieren zweimal am Tag. In meiner Kampfvorbereitung war ich zweimal in München und habe morgens und abends beim Training mitgemacht. Morgens um 5.30 Uhr Ausdauer, abends um 18 Uhr Sparring und das sechsmal die Woche. Da ich nebenbei noch arbeite, ist diese Intensität kaum zu schaffen.

„Ich genieße jede Sekunde auf der Tour“

Tennis-Newcomerin Annika Beck (19) hat große Ziele

Diesen Namen sollte man sich merken: Annika Beck gilt unter Tennis-Experten als großes Talent. Nach Erfolgen bei den Australian Open und den French Open und ihrer ersten Halbfinalteilnahme auf der Welttour der Damen (WTA) steht die 19-jährige Einser-Abiturientin vor dem Einzug unter die Top 50 der besten Tennisspielerinnen der Welt.

Von Tim Diekmann

Harte Arbeit wird belohnt. Ihre Matches sind immer häufiger im Fernsehen zu sehen.

Annika Beck: Es ist schön, wenn die „Außenwelt“ von meinen Spielen auch etwas mitbekommt. Lange genug, spielt man auf den kleinen Turnieren ohne große Beachtung. Ich hoffe, dass ich noch populärer werden kann und demnächst noch mehr Matches von mir im Fernsehen übertragen werden.

Dann schauen aber auch noch mehr Leute zu.

Ich liebe es vor einem großen Publikum zu spielen. Ich habe es sehr genossen in Paris auf einem Center Court spielen zu können (gegen Viktoria Azarenka, Anm.d.Red.). Es ist ein tolles Gefühl, wenn die Leute hinter mir stehen und den Punkt bejubeln, den ich mache.

Mit 5 Jahren haben Sie angefangen Tennis zu spielen. Außerdem haben Sie lange Leichtathletik gemacht und sind schwimmen gegangen. Warum haben Sie sich dann für Tennis entschieden?

Ich wollte immer die Herausforderung, den Kampf gegen eine andere Person. Gegen die Uhr zu laufen oder weit zu springen hat mich nicht so gereizt.

Sie sind eine der klügsten Spielerinnen auf der Tour. 2011 haben Sie ihr Abitur gemacht – mit einem Schnitt von 1,4. Seitdem sind Sie Vollzeit-Tennisprofi. Wünschen Sie sich manchmal zurück auf die Schulbank?

(lacht) Ich finde schon, dass das Tennisleben auf jeden Fall seine Vorteile hat. Ich habe mich ja extra mit der Schule beeilt, um meinen Fokus auf das Tennisspiel legen zu können. Ich genieße im Moment jede Sekunde auf der Tour.

Andrea Petkovic studiert nebenher Politikwissenschaft. Wäre das auch was für Sie?

Ich würde schon gerne irgendwann mal studieren. Vielleicht in ein paar Jahren. Vielleicht Sportmedizin. Ganz ohne Sport kann ich mir mein Leben dann doch nicht vorstellen. (lacht)

Was machen Sie in Ihrer Freizeit?

Ich versuche den Kopf frei zukriegen und mich so oft wie es geht, mit meinen Freunden zu treffen. Die möchten natürlich auch immer auf dem neuesten Stand sein. Wenn ich etwas Zeit für mich brauche spiele ich Geige. Aber das schaffe ich ja jetzt nicht mehr so oft.

Unter den deutschen Profis sind Sie die jüngste Spielerin – holt man sich da auch mal Rat von den Kolleginnen?

Natürlich. Wir verstehen uns ja alle richtig gut. Die anderen können mir mit ihrer Erfahrung sehr gut helfen. Es gibt ja so viele Regeln auf der WTA-Tour, die kann man gar nicht alle wissen.

Kurzfragerunde. Bitte ergänzen Sie: Mein schönster Tennismoment...

war in diesem Jahr das Spiel gegen Victoria Azarenka in Paris bei den French Open.

Ohne mein Handy...

wäre es schwer eine Woche lang zu überleben. (lacht)

So schlimm?

Ja, das ist ja schließlich der einzige Draht zu meinen Freunden während eines Turniers.

Sie sind kurz davor die Top 50 zu knacken. Wie soll es sportlich für Sie weitergehen?

Auf jeden Fall möchte ich mein Spiel weiterentwickeln – mehr Variabilität, sicherere Schläge. In meiner Karriere würde ich aber gerne schon mal unter den Top 10 der besten Spieler stehen.

Dann können Sie sich ja mal mit Angelique Kerber (Weltranglisten-Siebte) unterhalten, die weiß wie das ist...

Da werde ich mir mal ein paar Ratschläge holen (lacht).

Annika Beck wurde am 16. Februar 1994 in Gießen geboren. Aufgewachsen ist sie in Bonn als Tochter zweier Chemiker. Mit fünf Jahren hielt sie ihren ersten Tennisschläger in der Hand. Nach ihrem Einser-Abitur 2011 startete sie ihre Tenniskarriere. Im vergangenen Jahr feierte Beck ihren bisher größten Erfolg und gewann die Junioren-Konkurrenz bei den French Open in Paris. Seitdem zeigt die Formkurve steil bergauf: zweite Runde bei den Australian Open im Januar, zweite Runde auch bei den jüngst zu Ende gegangenen French Open und die erste Halbfinalteilnahme im April im polnischen Katowice.

Man Power meets Horse Power

Turnierdirektor Dietloff von Arnim über den Power Horse Cup

Diesen Mai hat zum ersten Mal der Power Horse Cup im Rochusclub stattgefunden. Dieses 250er ATP- Tennisturnier hat somit die jahrelange Tradition des Mannschaftsturniers „World Team Cup“ abgelöst. Ein bisschen Tradition bleibt aber erhalten: Dietloff von Arnim war auch dieses Jahr wieder dabei und kämpft weiter um die Erhaltung des Tennissports in Düsseldorf. Doch woher nimmt der Mann die ganze Power?

Von Svenja Vogel

Herr von Arnim, das Turnier ist nun zu Ende. Eine kurze Bilanz bitte: Wie zufrieden sind sie?

Von Arnim: Sehr zufrieden. Das neue Turnierformat ist generell sehr gut angekommen. Und auch die Umgestaltung des Turniergeländes. Außerdem hatten wir nun Eurosport dabei. So wurden unsere Spiele im Fernsehen übertragen.

Und was ist noch verbesserungswürdig?

Das Wetter (lacht). Nein. Kleinigkeiten gibt es natürlich immer. Vor allem hat man am letzten Tag gemerkt, dass ein Deutscher im Einzelfinale gefehlt hat. Man möchte im Heimatland schon den eigenen Spieler anfeuern. Das hat man im Doppel gesehen, so eine tolle Stimmung, wie dort geherrscht hat, wäre auch im Einzelfinale schön gewesen. Aber so etwas kann man natürlich nicht beeinflussen.

Ja, es war wirklich schade, dass Tommy Haas so frühzeitig aus dem Turnier ausgeschieden ist.

Ja, natürlich wollen die Leute solche Publikumsmagneten sehen. Zum Glück hat sich sein Ausscheiden aber insgesamt doch nicht so stark auf das Turnier ausgewirkt. Die Leute haben schließlich trotzdem noch gutes Tennis gesehen.

Gutes Tennis zeigen: Ist das ihre Motivation? Oder was motiviert Sie jedes Jahr aufs Neue, so viel Engagement aufzubringen und ein internationales Tennisturnier auf die Beine zu stellen?

Ja, das hat unmittelbar damit zu tun. Gutes Tennis kann begeistern. Vor allem auch schon Kinder. Das ist jedes Jahr wieder zu sehen. Und wenn dann eine Mutter zu einem kommt und sagt, dass ihr Kind von dem Spiel begeistert ist - und das Kind steht am Court und jubelt und hat Spaß, dann ist das Motivation genug.

Ein Kind, das am Court steht, ist ein gutes Stichwort: Sie sind jetzt schon seit über 30 Jahren dabei und werden unmittelbar mit dem Turnier verbunden. Bei welchen stattfindenden Aktionen würde das Team wohl sagen: „Das ist typisch Dietloff von Arnim?“

Naja, Aktionen weiß ich jetzt nicht. Aber so ganz generell: Zu mir kann jeder kommen, der Hilfe braucht, oder wenn ein Problem ansteht. Probleme hatten wir dieses Jahr zum Glück keine.

Das ist schön zu hören. Trotzdem gibt es eine Menge Stress. Genießen Sie die Woche denn immer, oder sind Sie froh, wenn es vorbei ist?

Ich sage immer zu allen: „Genießt die Zeit hier. Es ist etwas ganz besonderes“ und genau so meine ich das auch. Trotzdem hat man eine Menge Verantwortung und es ist schon sehr

stressig. So stressig, dass ich wieder viel zu wenig Tennis gucken konnte. Ja, und dann freut man sich, wenn man nach der Woche auch mal ein bisschen Ruhe hat.

Und diese Ruhe haben Sie sich jetzt auch verdient. Was haben Sie sich denn vorgenommen, um ein bisschen zu entspannen?

Ich habe überlegt, mir den Freitag jetzt frei zu nehmen, um ein langes Wochenende zu haben. Und das möchte ich dazu nutzen, auch selbst mal wieder mehr Tennis zu spielen.

Dietloff von Arnim ist Geschäftsführender Gesellschafter der 1992 gegründeten Werbeagentur von Arnim GmbH und außerdem Turnierleiter des „POWER HORSE CUPS“ im Rochusclub in Düsseldorf.

„Von Natur aus ein Energiebündel“

Alex Hofer, Schweizer Wettkampfpilot im Fallschirmfliegen, musste 2011 bei einem Erkundungsflug notlanden und hat sich dabei stark verletzt. Seitdem ist es ruhig geworden um den 36-Jährigen. Rianna Hoffmann erzählt er von seinem damaligen WM-Aus und spricht über die harten Bedingungen der Red Bull X-Alps.

Von Rianna Hoffmann



Alex Hofer. Foto: Red Bull X-Alps

Herr Hofer, Sie haben einen sehr interessanten beruflichen Werdegang hingelegt und waren nebenbei im wahrsten Sinne des Wortes ein sportlicher Überflieger. Wie konnten Sie diesen Erfolg mit Ihrer beruflichen Karriere vereinbaren?

Alex Hofer: Während meines Studiums bin ich erfolgreich Fallschirm geflogen und habe auch mal zwei Wochen gefehlt während eines Wettkampfes. Nachts habe ich sehr viel Stoff nachgeholt und wenig geschlafen. Man muss beim Gleitschirmfliegen viel leisten und das gilt dann auch für das Studium.

2003 waren Sie auf dem Höhepunkt Ihrer sportlichen Karriere und haben die FAI World Paragliding Championship gewonnen. Warum haben Sie Ihren Titel nicht verteidigen können?

Ich wurde damals vom Schweizer Team nicht zur WM nach Brasilien mitgenommen und war somit nicht Titelverteidiger. Der Trainer des Schweizer Teams war der Meinung, dass ich nicht mehr zu den Top Five gehöre. Diese Entscheidung habe ich sehr persönlich genommen und habe mit den World Cups aufgehört.

Sie haben zwar mit den World Cups aufgehört, haben sich aber dann ziemlich schnell neuen Herausforderungen gestellt.

Das ist richtig. 2005 habe ich erstmals bei den Red Bull X-Alps mitgemacht.

Dort haben Sie allerdings nicht nur teilgenommen, 2005 und 2007 konnten Sie sich als Sieger behaupten. Was ist wohl die größte Herausforderung bei diesem Wettkampf?

Das Physische, das Gehen, das Steigen, wenig Schlaf. Damals gab es noch keine Regeln. Ich habe vielleicht drei Stunden geschlafen und andere noch weniger. Es kam sogar vor, dass

Teilnehmer gar nicht geschlafen haben und dann am nächsten Tag eingebrochen sind und nicht mehr fliegen konnten.

Wo nehmen Sie diese Energie her?

Das frage ich mich auch manchmal (lacht). Wenn ich mal wieder auf einem 1.700 Meter hohen Vulkan in Indonesien stehe, frage ich mich auch oft, warum ich so ambitioniert bin. Vielleicht bin ich einfach von Natur aus ein Energiebündel (lacht).

Im Juni 2011 hatten Sie einen schweren Unfall. Bei einem Erkundungsflug mussten Sie notlanden. Wie schwer haben Sie sich dabei verletzt?

Ich habe mir drei Rückenwirbel gebrochen. Mir wurden daraufhin drei Titanstäbe eingebaut, die immer noch in meinem Körper sind und dort auch vorerst bleiben müssen.

Der Start bei den X-Alps 2011 war aufgrund des Unfalls nicht möglich. Möchten Sie irgendwann wieder teilnehmen?

Es kann sein, dass es jetzt vorbei ist mit der Fliegerei, aber das werde ich immer wieder aufs Neue entscheiden. Wenn ich nochmal teilnehmen sollte, dann mit einer lockereren Einstellung. 2005 und 2007 wollte ich auf gar keinen Fall Zweiter werden. Aber man weiß ja nie, vielleicht ändere ich auch noch meine Einstellung und will das Ding nochmal irgendwann gewinnen (lacht).

Haben Sie ein Lebensmotto?

Beim Wettkampffliegen lernt man, nicht nach hinten zu schauen, sich auf den nächsten Schritt zu konzentrieren und zu jedem Zeitpunkt das Beste zu machen aus dem, was man hat.

Alex Hofer ist 36 Jahre alt, Schweizer Gleitschirmpilot und lebt in China. Mit zehn Jahren begann er zu fliegen und hat zahlreiche Titel geholt. Seine größten Erfolge erzielte er im Jahr 2002, als er die Gleitschirm-Europameisterschaft sowie den Paragliding World Cup gewann. 2003 konnte er den Titel des Weltmeisters holen. Kurze Zeit später nahm er an den Red Bull X-Alps teil. Die Red Bull X-Alps ist ein internationaler Wettkampf für Gleitschirmteams im Biwakfliegen und hat den Status einer inoffiziellen Weltmeisterschaft. Die Teilnehmer müssen den Alpenbogen von Salzburg bis Monaco durchqueren und dürfen sich nur mit ihren Gleitschirmen und zu Fuß fortbewegen. Alex Hofer gewann diesen Wettkampf in den Jahren 2005 und 2007, 2009 wurde er Zweiter. Im Jahre 2011 erlitt der Athlet bei einem Sprung starke Verletzungen und kann seitdem an dem Wettkampf nicht mehr teilnehmen.